



Ian Fleming

007 James Bond  
**Riskante  
Geschäfte**

s&c by AnyBody

Schlechte Zeiten für Schurken aller Kaliber, wenn James Bond auf ihre Fährte gesetzt wird. Gerissene Heroinschmuggler, abgefeimte Meuchelmörder, ein gestrauchelter ehemaliger Offizier - alle machen sie die gleiche Erfahrung: sobald 007 auf den Plan tritt, hat es für sie 13 geschlagen...

ISBN 3-502-55466-8

Titel des Originals: »For Your Eyes Only«, »Octopussy«  
Übersetzt von Willy Thaler, Friedrich Polakovics und Norbert Wölfel

Schutzumschlag von Heinz Looser

Foto: Thomas Cugini

2. Auflage 1979, Scherz Verlag

## ***Inhaltsverzeichnis***

Inhaltsverzeichnis .....	2
»Für Sie persönlich«.....	3
Riskante Geschäfte.....	43
Das Minimum an Trost.....	80
Der stumme Zeuge.....	104

## »Für Sie persönlich«

Der schönste Vogel Jamaikas oder, wie manche sagen, der Welt ist der Fahnenschwanz oder Doktorkolibri. Das Männchen mißt etwa zweiundzwanzig Zentimeter, wovon jedoch achtzehn auf die zwei langen, schwarzen Schwanzfedern entfallen, die einander in eleganter Krümmung überschneiden und an den Innenrändern Bogenzeichnung tragen. Kopf und Schöpf sowie die klaren, zutraulichen Augen sind schwarz, die Flügel dunkelgrün, der lange Schnabel ist scharlachrot. Der Körper aber ist, besonders im Sonnenlicht, von herrlichstem, juwelenhaftem Smaragdgrün. Da auf Jamaika die beliebtesten Vogelarten Spitznamen bekommen, heißt unser *Trochilus polytmus* dort »Doktorvogel«: seine schwarzen Schwanzfedern erinnern das Volk an die ärztlichen Frackschöße längst vergangener Tage. Zweien dieser Vogelpärchen war Mrs. Havelock ganz besonders zugetan. Seit sie jungverheiratet nach Content gekommen war, hatte sie sie beobachtet: beim Honigsaugen, beim Kämpfen und Nisten und auch beim Liebesspiel. Mrs. Havelock war jetzt über fünfzig, aber auch die Vogelpärchen waren nicht mehr dieselben: ihrer viele waren gekommen und gegangen, seit Mrs. Havelocks Schwiegermutter jene beiden ersten Paare Pyramus und Thisbe, Daphnis und Chloe benannt hatte. Aber die Abkömmlinge hatten diese Namen geerbt, und so saß Mrs. Havelock jetzt vor ihrem eleganten Teegeschirr auf der breiten, kühlen Veranda und sah Pyramus zu, wie er sich mit wildem Kampfgeschrei auf Daphnis stürzte, der in Pyramus' Revier nach Honig sachte. Die beiden winzigen, schwarzgrünen Kampfhähne wirbelten fort über die herrliche, von prächtigen Hibiskus- und Bougainvilleagruppen durchsetzte Rasenfläche, bis sie im Zitronenhain verschwanden. Aber sie würden bald zurück sein. Der unablässige Krieg zwischen den beiden Pärchen war nur ein Kampfspiel in diesem großen, schönangelegten Garten gab es Honig im Überfluß.

Mrs. Havelock stellte ihre Teetasse ab und langte nach einem Gemüsesandwich. »Wahrhaftig, es sind entsetzliche Radaubrüder«, sagte sie.

Oberst Havelock blickte über den Rand seines *Daily Cleaner*. »Wer?«

»Pyramus und Daphnis!«

»Ach so.« Oberst Havelock fand diese Namen idiotisch. »Sieht ganz danach aus«, sagte er, »als ob Batista sich bald aus dem Staub machen müßte. Dieser Castro gibt ihm ganz schön Saures! Heute morgen hab ich bei Barclay's gehört, es soll jetzt massenhaft Geld von drüben herüberkommen, solche Angst haben die. Belair ist angeblich schon an Strohmänner verkauft worden - hundertfünftausend Pfund für vierhundert Hektar Rinderzecken und ein Haus, mit dem die roten Ameisen bis Weihnachten fertig sein werden! Über Nacht hat irgend jemand auch das scheußliche Blue Harbour Hotel aufgekauft, und man hört sogar, Jimmy Farquharson habe für seinen Besitz einen Käufer gefunden - samt Blattfäule und Panamapest als Draufgabe, nehm ich an.«

»Da wird Ursula sich aber freuen! Die Ärmste hält es hier draußen ohnehin nicht aus. Freilich, wenn man denkt, daß nach und nach die ganze Insel von diesen Kubanern aufgekauft wird... Woher nehmen die überhaupt das Geld dazu, Tim?«

»Rackets, Gewerkschaftsfonds, Regierungsgelder - weiß der Teufel! Die ganze Gegend wimmelt nur so von allen möglichen Gaunern und Gangstern. Scheint, daß sie ihr Geld aus Kuba in Sicherheit bringen und anderswo möglichst rasch wieder anlegen wollen. Dazu ist ihnen Jamaika genauso recht wie jedes andere Land mit Dollarkonvertierbarkeit. Angeblich hat der Kerl, der Belair gekauft hat, das Geld aus einem Koffer auf Aschenheims Kanzleiboden geschaufelt! Nun, er wird hier wohl ein, zwei Jahre lang die Stellung halten, und wenn der Wirbel sich gelegt hat oder wenn Castro an der Macht und mit seiner

Säuberungsaktion durch ist, wird er unter Preis verkaufen und anderswohin ziehen. Eigentlich schade drum! Belair war ein so schöner Besitz! Man hätte ihn wieder hochbringen können, wenn jemand aus der Familie nur gewollt hätte!«

»Zu den Zeiten von Bills Großvater waren es noch viertausend Hektar.«

»Was kümmert das Bill? Wetten, daß er die Fahrkarte nach London schon in der Tasche hat? Dann ist eben wieder eine von den alten Familien fort. Außer uns wird bald niemand mehr übrig sein. Gottlob, daß wenigstens Judy gern hier ist.« Besänftigend sagte Mrs. Havelock: »Ganz recht, mein Lieber«, und schellte, damit das Teegeschirr abgeräumt werde. Agatha, eine riesige, blauschwarze Negerin mit altmodischem weißen Kopftuch, wie es auf Jamaika nur mehr in den inneren Landstrichen getragen wird, erschien durch den weiß-rosa Salon, gefolgt von Fayprince, einer hübschen, jungen Quadrone aus Port Maria, die als zweites Hausmädchen angelernt wurde. Mrs. Havelock sagte: »Jetzt müssen wir bald mit dem Einkochen beginnen, Agatha. Die Guavas sind diesmal früh dran.« Agathas Gesicht blieb unbewegt: »Ja, Ma'm. Aber wir wer'n mehr Gläser brauchen.«

»Wieso? Ich hab dir doch erst letztes Jahr zwei Dutzend mitgebracht, von den besten, die Henriquez führt!«

»Jawohl, Ma'm. Von die sind fünfe, sechse zerschmissen.«

»Du lieber Gott, wie ist denn *das* passiert?«

»Weiß nicht, Ma'm.« Agatha nahm das große Silbertablett auf und wartete, den Blick auf Mrs. Havelocks Gesicht geheftet. Mrs. Havelock hatte zu lange auf Jamaika gelebt, um nicht zu wissen, daß zerschmissen eben zerschmissen ist und daß es keinen Zweck hat, nach dem Schuldigen zu forschen. So sagte sie munter: »Na schön, Agatha. Ich besorg dir noch welche, sobald ich nach Kingston komme.«

»Jawohl, Ma'm.« Und zusammen mit dem jungen Mädchen

verschwand Agatha wieder im Haus.

Mrs. Havelock griff nach ihrer Petit-Point-Stickerei und begann automatisch daran zu arbeiten, wobei sie zu den großen Sträuchern hinüberblickte. Ja, die beiden Kolibrimännchen waren wieder da. Mit anmutig gespreizten Schwanzfedern umflatterten sie die Blüten. Die Sonne näherte sich bereits dem Horizont, und da und dort blitzte immer wieder jenes juwelenhafte, durchdringende Grün auf. Eine Nachtigall im Jasminwipfel begann ihr Abendlied, und das Quaken eines ersten Laubfrosches kündigte die kurze, veilchenfarbene Dämmerung an. Content, ein Landsitz von achttausend Hektar, lag in den Ausläufern des Candlefly Peak, eines der östlichsten Gipfel der Blue Mountains in der Grafschaft Portland. Der Besitz war einem frühen Havelock von Oliver Cromwell überschrieben worden zum Dank dafür, daß auch er das Todesurteil König Charles' unterzeichnet hatte. Ungleich so vielen Pflanzern aus damaligen und späteren Zeiten hatten die Havelocks ihre Pflanzung über drei Jahrhunderte gebracht, durch Erdbeben und Hurrikane, durch Hausse und Baisse von Kakao, Zucker, Zitronen und Kopra. Derzeit waren es Bananen und Rinder, und Content war eine der reichsten und bestgeführten Privatbesitzungen auf der Insel. Das Haus, nach jedem Erdbeben oder Hurrikan wieder ausgebessert oder neu errichtet, war ein dementsprechendes Gemisch: der Mitteltrakt, mit Mahagonistützen auf den alten Steinfundamenten ruhend, war zweigeschossig und wurde von zwei ebenerdigen Flügeln mit weit vorragenden, flachgeneigten, mit Zederschindeln gedeckten Jamaikadächern flankiert. Und so saßen die Havelocks jetzt auf der breiten Veranda des Mitteltrakts und blickten auf den sanft abfallenden Garten, hinter dem die ungeheure Dschungelwildnis sich dreißig Kilometer weit bis hinunter ans Meer erstreckte.

Oberst Havelock legte die Zeitung beiseite. »Mir war doch, als hätte ich einen Wagen gehört?«

Energisch sagte Mrs. Havelock: »Wenn es diese widerlichen Feddens aus Port Antonio sind, dann sieh zu, daß du sie loswirst! Ich kann dieses Englandgeschwafel nicht mehr aushalten. Letztesmal gingen sie erst, als sie total blau waren und das Dinner längst kalt war!« Sie erhob sich rasch. »Ich sage Agatha nur Bescheid, daß ich Migräne habe.«

Aber eben trat die Genannte durch die Salontür heraus. Sie wirkte aufgereggt, denn drei Männer kamen hinter ihr her. Eilig sagte sie: »Herrn aus Kingston, Ma'm. Woll'n zu Herrn Oberst.«

Der vorderste der drei schlüpfte an der Haushälterin vorbei. Er trug noch seinen Hut, einen Panama mit schmaler, stark aufgebogener Krempe. Jetzt nahm er ihn mit der Linken ab und drückte ihn gegen die Brust. Haaröl und strahlend weiße Zähne glitzerten in der Sonne, als er, die Rechte ausstreckend, auf den Obersten zutrat: »Major Gonzalez - aus Havana. Ich freue mich, Sie kennenzulernen, Herr Oberst.«

Der Akzent war der imitiert amerikanische eines jamaikanischen Taxichauffeurs. Oberst Havelock war aufgestanden. Flüchtig berührte er die dargebotene Hand und blickte über des Majors Schulter auf die beiden anderen Männer, die sich beiderseits der Tür aufgepflanzt hatten. Jeder von ihnen trug eine dieser neuerdings in den Tropen beliebten Pan-American-Tragtaschen, die recht gewichtig wirkten, als ihre Träger sich bückten, um sie neben ihren gelben Schuhen abzustellen. Die beiden trugen weiße Tellermützen mit transparentgrünem Schirm, aus dessen grünem Schatten ihre animalisch intelligenten Augen den Major fixierten, um ihm die fremden Worte vom Gesicht abzulesen. »Das sind meine Sekretäre.«

Oberst Havelock zog eine Pfeife aus der Tasche und begann sie zu stopfen. Seinen scharfen blauen Augen entging nicht der Kontrast zwischen der aufdringlichen Eleganz des Majors und den Blue jeans und Kalypsohemden der beiden anderen. Er überlegte, wie er diese drei in sein Arbeitszimmer und damit in

die Nähe seines Revolvers in der obersten Schreibtischlade bugsieren könnte. Er fragte: »Was wünschen Sie?« - und beobachtete, während er den Tabak in Brand setzte, durch den Rauch Augen und Mund des Majors.

Major Gonzalez spreizte die Hände. Mit unverändert freundlichem Lächeln und einem heiteren Blick aus seinen klaren, fast goldfarbenen Augen sagte er: »Es handelt sich um ein Geschäft, Herr Oberst. Mein Auftraggeber ist ein Gentleman in Havana« - er machte eine jeden Zweifel ausschließende Handbewegung - »ein mächtiger, ein sehr feiner Mann!« Major Gonzalez strahlte vor Biederkeit. »Der würde Ihnen gefallen, Herr Oberst. Er hat mich gebeten, Ihnen seine Empfehlungen zu überbringen und nach dem Preis Ihres Besitzes zu fragen.« Jetzt trat Mrs. Havelock, die der Szene mit einem höflichen Lächeln gefolgt war, neben ihren Mann. Freundlich, um den Fragenden nicht in Verlegenheit zu bringen, sagte sie: »Wie schade, Major, dieser weite Weg auf den staubigen Straßen! Ihr Freund hätte wirklich zuerst schreiben oder jemanden in Kingston oder im Regierungsgebäude fragen sollen! Sie müssen wissen, daß die Familie meines Mannes seit fast dreihundert Jahren hier ansässig ist.« Und mit freundlich bedauerndem Blick setzte sie hinzu: »Ich fürchte, ein Verkauf von Content steht ganz außer Frage und wurde auch nie erwogen. Ich kann mir nicht vorstellen, wie Ihr einflußreicher Freund auf diesen Gedanken kommen konnte.«

Major Gonzalez verbeugte sich knapp. Lächelnd blickte er Oberst Havelock an, lächelnd, als habe Mrs. Havelock überhaupt nicht gesprochen, fuhr er fort: »Man hat meinem Auftraggeber erzählt, daß dies eine der schönsten Estanzias auf Jamaika sei. Er ist so generös, daß Sie jeden vernünftigen Preis nennen können.«

Oberst Havelock entgegnete bestimmt: »Sie haben gehört, was Mrs. Havelock gesagt hat. Der Besitz ist unverkäuflich.« Major Gonzalez lachte. Es klang ganz echt. Dann schüttelte er

den Kopf, als müsse er einem begriffsstutzigen Kind etwas zum zweitenmal erklären. »Sie mißverstehen mich, Herr Oberst. Mein Auftraggeber wünscht *diesen* und keinen anderen Besitz auf Jamaika. Er hat gewisse Gelder, Sondergelder zu Anlagezwecken. Diese Gelder suchen ein Heim auf Jamaika, und mein Auftraggeber wünscht, daß dies hier ihr Heim sein möge.« Oberst Havelock blieb geduldig: »Ich verstehe sehr wohl, Major. Und es tut mir wirklich leid, daß Sie Ihre Zeit vergeudet haben. Aber solange ich lebe, wird Content nicht zu verkaufen sein! Wenn Sie mich jetzt entschuldigen wollen, meine Frau und ich essen immer früh zu Abend, und Sie selbst haben noch einen langen Weg vor sich.« Er wies nach links, zur Veranda. »Ich denke, hier ist es am kürzesten zu Ihrem Wagen. Darf ich Ihnen den Weg zeigen?«

Oberst Havelock machte einen einladenden Schritt, blieb aber stehen, als Major Gonzalez sich nicht vom Fleck rührte. Sein Blick wurde eisig.

Das Lächeln des Majors war um einen Zahn schmäler, sein Blick wachsamer geworden. Dennoch gab er sich freundlich und sagte voll Munterkeit: »Einen Moment noch, Herr Oberst!« Während er einen kurzen Befehl über die Schulter gab, bemerkten beide Havelocks, wie die freundliche Maske verschwand. Zum erstenmal wurde Mrs. Havelock ein wenig unsicher. Sie ging noch näher zu ihrem Mann, während die beiden »Sekretäre« ihre Tragtaschen aufnahmen und vortraten. Major Gonzalez zog an dem Reißverschluß einer jeden. Die prallgefüllten Taschen sprangen auf und zeigten ihren Inhalt: sie waren randvoll von sauber gebündelten, amerikanischen Banknoten. Major Gonzalez breitete die Arme aus: »Alles Hundert-Dollar-Noten! Echte! Eine halbe Million! Das ist in Ihrem Geld, sagen wir, einhundert-achtzigtausend Pfund! Ein kleines Vermögen! Und es gibt noch so viele schöne Orte in der Welt, an denen sich's leben läßt, Herr Oberst! Vielleicht würde mein Auftraggeber sogar noch weitere zwanzigtausend Pfund

zulegen, um die Summe abzurunden. In einer Woche könnten Sie Bescheid haben. Ich brauche nur einen Zettel mit Ihrer Unterschrift, alles andere regeln dann die Anwälte. Nun, Herr Oberst« - das Lächeln wurde gewinnend -, »wollen wir ja sagen und es mit Handschlag bekräftigen? Dann bleiben die Taschen hier, und wir überlassen Sie Ihrem Abendessen.«

Jetzt blickten *beide* Havelocks in einer Mischung aus Ärger und Abscheu auf den Major. Man konnte sich gut vorstellen, wie Mrs. Havelock am nächsten Tag die Geschichte weitererzählen würde. »So ein gewöhnliches, schmieriges Männchen! Und diese scheußlichen Plastiktaschen, vollgestopft mit dem Geld! Timmy war großartig! Sagte ihm einfach, er solle sich samt seinem Dreckszeug packen und verschwinden!«

Oberst Havelock verzog angewidert den Mund und sagte: »Ich glaube, ich war deutlich genug, Herr Major. Der Besitz ist um keinen Preis zu verkaufen. Außerdem teile ich nicht die allgemeine Gier nach amerikanischen Dollar und ersuche Sie jetzt dringend zu gehen.« Oberst Havelock legte seine erkaltete Pfeife auf den Tisch, als wollte er seine Ärmel hochrollen. Jetzt verlor Major Gonzalez' Lächeln erstmals seine Verbindlichkeit. Zwar lächelte der Mund weiter, aber nun war es eine bösartige Grimasse. Leise sagte er: »Herr Oberst, *ich* war es, der nicht deutlich genug war. Ich bin beauftragt, Ihnen zu sagen, daß wir, falls Sie diese großzügigen Bedingungen nicht annehmen sollten, zu anderen Maßnahmen schreiten müßten.« Mrs. Havelock bekam plötzlich Angst. Sie faßte nach dem Arm ihres Mannes. Der Oberst legte beruhigend seine Hand auf die ihre und sagte mit schmalen Lippen: »Bitte, lassen Sie uns jetzt allein, Herr Major, oder ich verständige die Polizei.«

Major Gonzalez' rosa Zungenspitze kam zum Vorschein und leckte langsam über die Lippen. Alle Freundlichkeit war aus seinem Gesicht gewichen. »Der Besitz ist also zu Ihren Lebzeiten nicht zu verkaufen, Herr Oberst? Ist das Ihr letztes Wort?« Leise schnippte er hinter seinem Rücken in Richtung der

Männer, deren Revolverhände daraufhin unter die Gürtelgegend ihrer Kalypsohemden fuhren, wobei die scharfen Tieraugen auf des Majors Finger gerichtet blieben.

Mrs. Havelock hob die Hand zum Mund. Der Oberst wollte die Frage bejahen, aber seine Kehle war wie ausgetrocknet. Geräuschvoll schluckte er. Es konnte nicht sein! Dieser lausige kubanische Gauner bluffte doch nur! Er brachte es fertig, heiser: »Jawohl, so ist es!« zu sagen.

Major Gonzalez nickte kurz. »Wenn es so ist, Herr Oberst, dann wird mein Auftraggeber die Verhandlungen eben mit dem nächsten Besitzer weiterführen - und das ist in diesem Fall Ihre Tochter.«

Die Finger schnippten zum zweitenmal. Major Gonzalez trat seitwärts aus der Feuerlinie. Aus den bunten Hemden stießen die braunen Affenhände vor, aus den häßlichen, stumpf schnauzigen Metallstücken flammte der Tod - wieder und wieder, bis die beiden Körper leblos auf dem Boden lagen. Major Gonzalez bückte sich und kontrollierte die Einschüsse. Dann schritten die drei kleinen Männer rasch durch den weiß-rosa Salon und die mahagoniegetäfelte Halle und traten durch die Vordertür ins Freie.

Ohne jedes Anzeichen der Hast stiegen sie in den schwarzen Ford Consul mit der einheimischen Nummerntafel und fuhren in mäßigem Tempo die lange Royal-Palms-Avenue hinunter, der Major am Steuer, die beiden Revolvermänner aufrecht in den Rücksitzen. An der Abzweigung nach Port Antonio hingen die durchschnittenen Telefondrähte wie Lianen im Baumgeäst. Mit viel Vorsicht und Geschick lenkte Major Gonzalez den Wagen die schlechte Landstraße hinunter bis zur glatten Küstenstraße. Dort erst gab er Gas und war zwanzig Minuten nach dem Mord an den Ausläufern des kleinen Bananenhafens. Er fuhr den gestohlenen Wagen auf den Grasrand, die drei Männer stiegen aus und gingen die vierhundert Meter spärlich beleuchteter Hauptstraße zu den Verladekais. Das Schnellboot wartete mit

knatterndem Auspuff. Sie gingen an Bord, und das Boot rauschte hinaus in die stillen Wasser des Hafens, des schönsten der Welt, wie eine amerikanische Dichterin ihn einmal genannt hat.

Oben, auf der breiten Veranda von Content, beleuchteten letzte Sonnenstrahlen die roten Flecke. Einer der Doktorkolibris schwirrte über die Balustrade und verhielt flatternd über Mrs. Havelocks Herzen. Nein, das war keine Blüte. Mit lustigem Schwung flog er hinauf zu seinem Schlafplatz zwischen den sich schließenden Hibiskusblüten.

Das Schaltgeräusch eines kleinen Sportwagens kam von der Auffahrt herüber. Hätte Mrs. Havelock noch gelebt, sie hätte sicherlich wieder gesagt: »Judy, wie oft muß ich dich noch bitten, das nicht immer an der Kurve zu tun! Jedesmal liegt dann der Kies auf dem Rasen, und du weißt doch, wie schlecht das für Joshua's Rasenmäher ist!«

London, einen Monat später. Der Oktober hatte mit einem wunderbaren Altweibersommer begonnen, und aus Regent's Park brummten die Rasenmäher in die weitgeöffneten Fenster von M's Büro. Beim Geräusch dieser Motormäher dachte James Bond daran, wie nun eines der schönsten Sommergeräusche, wie das schlafige Eisengeklapper der alten Maschinen für immer aus der Welt verschwinden würde.

Bond konnte sich solchen Gedanken überlassen, da M heute ziemlich weitschweifig war. Noch immer war er nicht zum Kern der Sache gekommen, noch immer wartete Bond, daß die Büchse der Pandora sich endlich auftun werde. Er war ein wenig verblüfft gewesen, als M ihn mit dem Vornamen angesprochen hatte und nicht wie gewöhnlich mit 007. Das klang ganz nach einer persönlichen Sache - so, als wäre eher ein Vorschlag denn ein Befehl zu erwarten. Auch schien es Bond, als wären die Sorgenfalten zwischen M's kühlen grauen Augen um eine weitere vermehrt, und überdies waren drei Minuten unbedingt zuviel, um eine Pfeife in Gang zu bringen.

M drehte seinen Stuhl quer zum Tisch und warf die Zündholzschachtel hin, daß sie über den roten Schreibtischbezug bis zu Bond schlitterte. Der fing sie ab und schob sie höflich zur Tischmitte. M ließ ein kurzes Lächeln sehen. Er schien zu überlegen. Schließlich sagte er mit sanfter Stimme: »James - ist Ihnen jemals aufgefallen, daß jeder Mann in der Marine weiß, was er zu tun hat, nur der kommandierende Admiral nicht?« Bond zog die Stirn kraus und meinte: »Aufgefallen nicht, Sir, aber ich glaube zu wissen, was Sie damit meinen. Befehle empfangen und Befehle erteilen ist eben zweierlei. Man könnte auch sagen, der Posten des Oberkommandierenden ist der einsamste, den es gibt«

M schob die Pfeife beiseite. »So ist es. Aber irgend jemand muß doch hart sein, irgendeiner muß schließlich entscheiden! Leider bleiben nur sehr wenige Leute hart, sobald sie über vierzig sind. Das Leben hat sie bis dahin weich gemacht.« Er blickte Bond scharf an. »Welchen Härtegrad haben *Sie*, James? Sie sind ja noch nicht im gefährlichen Alter.«

Persönliche Fragen dieser Art waren Bond zuwider. Er wußte einfach keine Antwort darauf. Er selbst hatte weder Frau noch Kinder - hatte auch noch nie einen ihm teuren Menschen verloren und deshalb keine Ahnung, wie er auf Dinge reagieren würde, die mehr Härte erforderten, als er je hatte beweisen müssen. So sagte er nur zögernd: »Wahrscheinlich kann ich sehr viel ertragen, wenn es sein muß und wenn ich glaube, daß es richtig ist, Sir.« Er gebrauchte nicht gern große Worte. »Ich meine, wenn es eine gerechte Sache ist, Sir. Natürlich - wann *ist* eine Sache gerecht? Aber ich setze das bei jedem unangenehmen Auftrag voraus!«

»Verdammst noch mal!« M's Augen blitzten ungeduldig. »Das *meine* ich ja! Sie verlassen sich einfach auf  *mich!* Sie selbst nehmen keinerlei Verantwortung auf sich!« Er klopfte mit dem Pfeifenstiel gegen die Brust. »Das muß immer  *ich* tun. Immer muß  *ich* entscheiden, was recht ist und was nicht.« Der Ärger

wich aus seinen Augen, der grimmige Zug um den Mund wurde verbittert. Bedrückt kam es heraus: »Naja, *dafür* werd ich ja bezahlt. Jemand *muß* eben auf der Lokomotive stehen.« Er schob die Pfeife wieder in den Mund und tat einen tiefen Zug. Bond empfand beinahe Mitleid. Noch nie hatte M einem Mitglied seines Stabes zu erkennen gegeben, wie sehr er an der Last trug, die er mit Übernahme des Geheimdienstes gegen die sichere Aussicht eingetauscht hatte, Fünfter Seelord zu werden. Offensichtlich stand er jetzt vor einem Problem. Welcher Art es wohl sein mochte? Mit Gefahr war es kaum verbunden, denn M pflegte einfach alles zu wagen, wenn die Chancen nur halbwegs günstig standen. Auch um Politik konnte sich's nicht handeln, denn M scherte sich den Teufel um die Empfindlichkeiten eines Ministeriums und holte sich wenn nötig seine Vollmachten vom Premierminister persönlich. Also würde es wohl ein Problem moralischer oder persönlicher Art sein. Bond erkundigte sich: »Kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein, Sir?« Nachdenklich blickte M ihn an, drehte dann seinen Stuhl nach dem Fenster mit den hohen Sommerwolken und fragte abrupt: »Erinnern Sie sich noch an den Fall Havelock?«

»Nur an die Zeitungsberichte, Sir. Ein älteres Ehepaar auf Jamaika. Eines Abends beim Heimkommen fand die Tochter die beiden Alten mit Kugeln vollgepumpt. Man sprach damals von irgendwelchen Havana-Gangstern. Die Haushälterin erzählte von drei Männern in einem Wagen, die sie für Kubaner hielt. Wie sich herausstellte, war der Wagen gestohlen, und in derselben Nacht hat man eine Jacht aus dem dortigen Hafen auslaufen sehen. Soviel ich weiß, hat aber die Polizei nichts erreicht. Sonst weiß ich nichts darüber, Sir. Habe keine Meldungen über den Fall gesehen.«

M sagte heiser: »Konnten Sie auch nicht. Ging alles an mich persönlich. Man ist in dieser Sache auch nicht an uns herangetreten. Aber zufällig« - M räusperte sich; es fiel ihm sichtlich schwer, Privates im Dienst zu behandeln - »waren die

Havelocks persönliche Bekannte von mir. Ich war sogar ihr Trauzeuge, in Malta, 1925.«

»Verstehe, Sir. Böse Geschichte!«

M sagte kurz: »Waren nette Leute. Jedenfalls hab ich die Station C mit Nachforschungen beauftragt. Bei den Batista-Leuten haben sie nichts erreicht, aber wir haben einen guten Mann auf der Gegenseite, bei diesem Castro, und der hat seine Geheimagenten in der Batista-Regierung sitzen. Vor zwei Wochen hab ich den Bericht bekommen. Danach hat ein gewisser Hammerstein oder von Hammerstein die beiden ermorden lassen. Es laufen ja massenhaft Deutsche in diesen Bananenrepubliken herum, alles Nazis, die zu Kriegsende noch die Kurve gekriegt haben. Hammerstein war Gestapomann und hat drüben Batistas Spionage-Abwehr geleitet. Hat dabei einen Haufen Geld verdient, mit Erpressung, Wucher, durch Schutzgelder und so weiter. Eine Lebensstellung - bis zu Castros Aufreten. Da war Hammerstein einer der ersten, die sich abzusetzen begannen. Er beteiligte einen seiner Beamten oder Offiziere, einen gewissen Gonzalez, und der hat in seinem Auftrag mit zwei Revolvermännern die Antillen abgeklappert, um Hammersteins Kapitalien außerhalb Kubas anzulegen - in Grundbesitz und dergleichen. Kaufte über Strohmänner nur das Beste, aber zu Höchstpreisen. Er konnte sich's ja leisten! Und wenn's einmal nicht mit Geld ging, so brauchte er Gewalt - Kindesraub, Brandschatzung - und brachte die Besitzer auf diese Weise zur Räson. Nun, dieser Hammerstein hörte auch von Havelocks Besitzung, einer der besten auf Jamaika, und beauftragte Gonzalez mit ihrem Erwerb. Ich nehme an, Gonzalez sollte die Havelocks umbringen, falls sie nicht verkaufen wollten, und dann die Tochter unter Druck setzen. Die hab ich übrigens noch gar nicht erwähnt - sie müßte jetzt fünfundzwanzig sein, hab sie aber nie gesehen. Jedenfalls, so war es. Die Havelocks mußten dran glauben, aber Batista hat Hammerstein vor zwei Wochen ausgebootet - vielleicht hat er

Wind von seinen Manipulationen bekommen, ich weiß es nicht. Wie dem auch sei, Hammerstein ist getürmt, hat aber seine Dreiermannschaft mitgenommen. Der Zeitpunkt dafür war recht gut gewählt, möcht ich sagen. Wenn nicht alles täuscht, kommt Castro noch in diesem Winter an die Macht.«

Bond fragte leise: »Wo sind sie jetzt?«

»In Amerika, oben in Vermont, nahe der kanadischen Grenze. Solche Leute sind immer gern in Grenznähe. Echo Lake heißt der Ort, eine Art Millionärsfarm. Auf den Fotos sieht sie sehr hübsch aus, hoch oben in den Bergen, mit diesem kleinen See dabei. Ganz ungestört, weitab von allen Besuchern.«

»Wie sind Sie draufgekommen, Sir?«

»Hab einen Bericht über den Fall an Herbert Hoover geschickt. Wie erwartet, wußte er von dem Mann, denn es hat seinerzeit mit dem Waffenschmuggel, der von Miami aus für Castro betrieben wurde, eine Menge Scherereien gegeben. Außerdem interessiert Hoover sich für Havana, seit das Geld der amerikanischen Großgangster in die dortigen Kasinos fließt. Er sagte mir also, Hammerstein und seine Leute seien mit Sechsmonate-Visa in die Staaten eingereist, und wollte wissen, ob unser Material für eine Anklage ausreiche. Und ob ich auf Auslieferung bestehe, um den Leuten in Jamaika den Prozeß zu machen. Aber unser Generalstaatsanwalt meint, das sei hoffnungslos ohne die Zeugen aus Havana. Die kriegen wir aber nicht, denn alles, was wir wissen, haben wir nur über Castros Geheimdienst erfahren, und offiziell werden die Kubaner keinen Finger rühren. Daraufhin bot mir Hoover an, die Visa ungültig erklären zu lassen und die Leute abzuschieben. Aber das hab ich dankend abgelehnt, und dabei ist es bis jetzt geblieben.« M schwieg und setzte seine erloschene Pfeife wieder in Brand.

Dann fuhr er fort: »Aber ich habe mit unseren Freunden von der Berittenen Polizei gesprochen. Hatte den Commissioner am Apparat. Der schickte eines seiner Patrouillenflugzeuge über die

Grenze und ließ Luftaufnahmen von Echo Lake machen. Hat mir auch sonstige Hilfe zugesagt, falls ich sie brauchen sollte. Ja, und jetzt« - langsam drehte M sich auf seinem Stuhl wieder zum Schreibtisch - »muß ich mir über die nächsten Schritte klarwerden.« Nun wußte Bond Bescheid. M wollte an seiner Statt jemand anderen entscheiden lassen, weil hier ein persönlich-privates Element hereinspielte. Bisher hatte er den Fall allein bearbeitet, aber nun war die Sache zu jenem Punkt gediehen, an dem man diese Leute zur Rechenschaft ziehen mußte. Doch war es Gerechtigkeit - oder Rache? Kein Richter übernahm einen Mordfall, dessen Opfer er persönlich gekannt hatte. Auch M wollte jetzt, daß jemand für ihn das Urteil ausspreche, das stand nun für Bond außer Zweifel. Ihm waren die Havelocks gleichgültig. Hammerstein hatte zwei wehrlose, alte Leute nach Faustrecht beseitigen lassen. Da das Gesetz keine Handhabe bot, mußte man gegen ihn dasselbe Faustrecht geltend machen. War das Rache - so war es die Rache der Allgemeinheit. Bond sagte also: »Ich würde keinerlei Zeit verlieren, Sir. Wenn diese fremden Gangster ungestraft davonkommen, dann werden sie uns Engländer für genauso weich halten, wie gewisse Leute es uns ohnehin nachsagen. Nein, hier gibt's nur eines: Aug' um Auge - Zahn um Zahn!«

M blickte weiterhin wortlos auf Bond, während dieser fortfuhr: »Zwar kann man diese Leute nicht an den Galgen bringen, Sir, aber sterben müssen sie trotzdem.«

Gedankenvoll sah M vor sich hin. Dann griff er langsam in die oberste Schreibtischlade, entnahm ihr einen dünnen, unbeschrifteten Ordner, kramte weiter, brachte einen Gummistempel nebst rotem Stempelkissen zum Vorschein, öffnete das Kissen, drückte den Stempel darauf und preßte ihn dann sorgfältig auf die rechte obere Ecke der grauen Mappe. Danach verstautete er Stempel und Stempelkissen wieder in der Lade, schloß sie, drehte die Mappe herum und schob sie Bond wortlos zu.

Die roten Grotesklettern, noch druckfeucht, lauteten:

## FÜR SIE PERSÖNLICH.

Auch Bond sagte nichts. Er nickte, nahm die Mappe und verließ das Zimmer.

Zwei Tage später saß Bond in der Freitag-Comet nach Montreal. Er fühlte sich gar nicht behaglich. Die Maschine flog ihm zu hoch und zu rasch, auch waren zu viele Fahrgäste da. Voll Bedauern gedachte er der Tage, da der alte Stratocruiser für eine Atlantiküberquerung seine zehn Stunden gebraucht hatte. Damals hatte der Mensch geruhsam dinieren, sieben Stunden in einer bequemen Koje schlafen und dann immer noch rechtzeitig aufstehen können, um auf dem Unterdeck das komische BOAC-»Country-house«-Frühstück einzunehmen, während schon der Morgen graute und die Kabine mit dem ersten Gold der Neuen Welt erfüllte. Heutzutage ging das alles viel zu schnell: die Stewards mußten beinahe im Laufschritt servieren, und man konnte bis zu dem hundertfünfzig Kilometer langen Abstieg aus zwölftausend Meter Höhe nur knappe zwei Stunden dahindösen. So kam es, daß Bond keine acht Stunden nach dem Anflug von London schon am U-Steuer einer Plymouth-Limousine saß und auf der breiten Siebzehnerstraße von Montreal nach Ottawa fuhr, wobei er bemüht war, das Rechtsfahren nicht zu vergessen. Das Hauptquartier der Königlich Kanadischen Berittenen Polizei ist im Justizgebäude neben dem Parlament von Ottawa untergebracht. Wie die meisten öffentlichen Gebäude Kanadas ist das Justizgebäude ein massiger, grauer Steinbau, der winterhart und schwerfällig-wichtig aussieht. Bond sollte sich dort, wenn er nach dem Commissioner fragte, als »Mr. James« vorstellen. Nachdem er das getan hatte, nahm ihn ein junger Korporal der Royal Canadian Mounted Police, dem der Innendienst sichtlich nicht behagte, im Aufzug zum dritten

Stock und übergab ihn dort einem Feldwebel in einem großen, sauberen Büro mit vielen schweren Möbeln und zwei Sekretärinnen. Der Feldwebel benützte eine Gegensprechanlage und bedeutete Bond, er möge sich zehn Minuten gedulden. Rauchend durchblätterte Bond eine Werbebroschüre, worin die Berittenen, die »Mounties«, aussahen wie eine Mischung aus Erholungsfarmpatient, Dick Tracy und Musicalstar.

Als Bond durch die Verbindungstür hineingeführt wurde, drehte sich ein hochgewachsener, jüngerer Mann in dunkelblauem Anzug, weißem Hemd und schwarzer Krawatte vom Fenster zu ihm um und trat auf ihn zu. »Mr. James?« Er lächelte mokant. »Nun, ich bin Oberst, sagen wir - Johns.«

Sie reichten einander die Hand. »Kommen Sie, setzen wir uns. Der Commissioner muß sich leider entschuldigen lassen, er ist arg erkältet - Sie kennen ja diese diplomatischen Krankheiten!« Oberst Johns wirkte leicht amüsiert. »Eben ein freier Tag mehr, nicht wahr? Ich bin dem Commissioner zugeteilt, und weil ich selbst schon ein-, zweimal draußen gejagt habe, soll ich jetzt auch Ihnen bei Ihrem geplanten Jagdausflug an die Hand gehen.«

Der Oberst machte eine Pause. »*Allein* an die Hand gehen, wohlverstanden!«

Bond mußte lächeln. Obwohl der Commissioner seine Hilfe gern zur Verfügung stellte, war er doch vorsichtig genug, die ganze Sache mit Glacehandschuhen anzufassen, damit nichts davon auf seine Dienststelle zurückfiele. Ein vorsichtiger, vernünftiger Mann! Bond sagte: »Ich verstehe vollkommen. Auch meine Londoner Freunde wollen den Commissioner nicht *persönlich* bemühen. Ich habe ihn also nie gesehen und war nicht einmal in der *Nähe* seines Hauptquartiers. Und da das so ist - könnten wir jetzt nicht zehn Minuten lang unter vier Augen *englisch* reden?«

Oberst Johns lachte. »Aber sicher! Ich war nur angewiesen,

diese kleine Rede zu halten, *bvor* wir zur Sache kämen. Denn, sehen Sie, Commander, Sie und ich, wir sind nun dabei, eine ganze Reihe schwerer Vergehen vorzubereiten, angefangen mit dem unlauteren Erwerb einer kanadischen Jagdlizenz über die Mitschuld an Grenzverletzung bis zu noch ärgeren Dingen! Wie leicht kann da ein Schuß verkehrt losgehen, meinen Sie nicht auch?«

»Meine Freunde denken ebenso. Sobald ich diesen Raum verlassen habe, wollen wir einander vergessen, und lande ich in Sing-Sing, so wird das allein *meine* Sache sein. Also?« Oberst Johns öffnete eine Schreibtischlade, entnahm ihr eine dicke Aktenmappe und klappte sie auf. Obenauf lag eine Liste. Er wies mit dem Bleistift auf ihre erste Zeile und sah zu Bond hinüber, wobei er nur das Wort »Anzug« sagte. Damit schob er Bond die Liste zu. »Hier finden Sie alles, was Sie brauchen werden, auch die Adresse eines großen Altkleiderhändlers in der Stadt. Besorgen Sie sich möglichst unauffällige, getragene Sachen - Khakihemd, dunkelgraue Jeans, gute Bergschuhe oder Stiefel - aber bequeme! Ja, und hier noch die Adresse eines Apothekers: kaufen Sie dort fünf Liter Walnußtinktur und baden Sie darin, denn um diese Zeit ist man in den Bergen braungebrannt. Wenn man Sie anhält, so sind Sie ein Engländer auf Jagdausflug in Kanada, haben die Orientierung verloren und sind irrtümlich über die Grenze geraten. Jetzt das Gewehr! Ich hab es selbst in den Gepäckraum Ihres Plymoth gelegt, während Sie hier gewartet haben. Es ist eines dieser neuen Savage 99F Zielfernrohrgewehre für zwanzig Schuß Schnellfeuer, für Großwildjagd das leichteste auf dem Markt. Wiegt nur dreieinviertel Kilo. Es ist eingeschossen und bis 500 okay.« - Oberst Johns schob Bond ein weiteres Blatt zu: »Der Waffenschein. Ausgestellt hier in der Stadt auf Ihren wahren Namen, damit er mit dem Paß übereinstimmt. Ebenso der Jagdschein, der aber nur für Niederwild und Kropfzeug gilt, denn der Hirschabschuß hat noch nicht begonnen. Hier noch der

Führerschein statt des provisorischen, den ich bei Hertz für Sie hinterlegen ließ. Provianttasche, Kompaß, beides übertragen, sind schon im Gepäckraum Ihres Wagens. Übrigens« - Oberst Johns blickte von der Mappe auf - »haben Sie ein eigenes Schießeisen?«

»Jawohl, eine Walther PPK in Burns-Martin-Halfter.«

»Aha. Geben Sie mir die Nummer. Ich habe hier eine Blankogenehmigung, die ich aber zurückbekommen muß.«

Bond zog seine Pistole hervor und las die Nummer ab.

Der Oberst füllte das Formular aus und schob es ihm hinüber. »Jetzt die Karten. Hier eine Esso-Straßenkarte für die Hinfahrt.« Johns erhob sich, trat mit der Karte zu Bond und breitete sie aus. »Sie nehmen die Siebzehnerstraße zurück nach Montreal, wechseln über die Brücke bei St. Anne auf die Siebenunddreißiger, dann, nochmals über den Fluß, auf die Siebener. Der folgen Sie bis zum Pike River. Auf der Zweiundfünfziger fahren Sie nach Stanbridge. Dort zweigen Sie rechts nach Freleighsburg ab, wo Sie den Wagen einstellen. Die Straßen sind in gutem Zustand. Aufenthalte eingerechnet, können Sie in fünf Stunden dort sein. Wichtig ist nur, daß Sie erst gegen drei Uhr morgens nach Freleighsburg kommen, denn da wird der Garagenwärter so verschlafen sein, daß er nichts von Ihrer Ausrüstung merkt, sobald Sie losziehen.« Oberst Johns ging zu seinem Stuhl zurück und entnahm seiner Mappe zwei weitere Blätter. Das erste war eine bleistiftgezeichnete Wegeskizze, das andere eine Luftaufnahme.

Er blickte Bond ernst an. »Diese beiden Dinge müssen Sie unbedingt verbrennen, sobald Sie sie nicht mehr brauchen oder sobald Sie selbst in Schwierigkeiten geraten. Das eine« - er schob das Blatt Bond zu - »ist die Faustskizze eines alten Schmuggelpfads aus der Prohibitionszeit. Jetzt wird er nicht mehr benutzt, sonst würd ich ihn nicht empfehlen.« Der Oberst lächelte verkniffen. »Vielleicht treffen Sie auf irgendwelche

rauen Kunden von drüben, die schießen, ohne lang zu fragen - Verbrecher, Rauschgiftschmuggler, Mädchenhändler - aber heutzutage reisen die meist per Flugzeug. Der Pfad diente früher den Schmugglern als Verbindung von Franklin, gleich jenseits der Derby-Linie, nach Freightsburg herüber. Sie folgen ihm durch die Vorberge, machen um Franklin einen Bogen und kommen so in die Ausläufer der Green Mountains. Dort gibt's nur mehr Vermontfichten, Kiefern und spärlichen Ahorn. Oft trifft man monatelang keine Menschenseele. Ober die Grenze gehen Sie *hier*, überqueren zwei Autostraßen und lassen Enosburg Falls westlich liegen. Dann geht's weiter über einen Steilhang in Ihr Tal hinunter. Das Kreuz hier markiert Echo Lake, und nach den Fotos zu urteilen, würde ich Ihnen raten, von Osten heranzukommen. Klar?«

»Wie weit ist das? Fünfzehn Kilometer?«

»Sechzehn. Wenn Sie nicht vom Weg abkommen, können Sie ab Freightsburg in drei Stunden auf Sichtweite sein, das wäre gegen sechs Uhr früh, und haben dann noch eine Stunde für das letzte Stück.« Oberst Johns ließ nun auch die Luftaufnahme folgen. Sie war der vergrößerte Mittelausschnitt dessen, was Bond schon von London her kannte, und zeigte eine Reihe von schmucken, schiefergedeckten Steingebäuden mit schöngeschwungenen Bogenfenstern und einem gedeckten Patio. Eine staubige Straße führte zum Eingang, auf dessen Seite auch die Garagen und die Hundehütten lagen. Auf der Gartenseite war eine mit Blumen eingefaßte Steinterrasse, von der sich ein Hektar gepflegter Rasenfläche bis zum Seeufer erstreckte. Der See schien durch einen Steindamm künstlich aufgestaut zu sein. Eine Gruppe schmiedeeiserner Gartenmöbel stand am Beginn der Dammmauer, ein Sprungbrett nebst Leiter zum Wasser befand sich in ihrer Mitte. Am anderen Seeufer stieg der Wald steil an. Aus diesem Wald sollte Bond sich nach des Obersten Vorschlag heranpirschen. Menschen zeigte das Foto keine, aber auf dem Steinpflaster vor dem Patio waren

mehrere teuer aussehende Aluminiumgartenmöbel um einen mit Drinks besetzten Glastisch gruppiert. Bond entsann sich, daß das Totalfoto im Garten einen Tennisplatz sowie auf der anderen Straßenseite die weißen Zäune und grasenden Pferde einer Zuchtfarm gezeigt hatte. Echo Lake sah ganz nach dem aus, was es war: das luxuriöse, weit abseits der Atombombenziele gelegene Millionärsheim, das einen großen Teil seiner Betriebskosten durch Pferdezucht und fallweise Vermietung einbrachte. Ein herrlicher Sitz für jemanden, der sich hier von zehn aufreibenden Politikerjahren auf den Antillen erholen wollte. Und wo hätte sich all das Blut besser von den Händen waschen lassen als an diesem See? Oberst Johns schloß die leergewordene Mappe, zerriß die maschinegeschriebene Liste in kleine Teile und warf sie in den Papierkorb. Beide Männer erhoben sich. Der Oberst geleitete Bond zur Tür und bot ihm die Hand, wobei er sagte: »Ich glaube, jetzt hätten wir alles. Fürs Leben gern würde ich mitkommen, denn das Ganze erinnert mich an ein, zwei Heckenschützeneinsätze gegen Ende des Krieges in den Ardennen. Ich war damals in der Achten Armee unter Monty am linken Flügel - dort war die Landschaft übrigens ganz ähnlich, bis auf die Bäume. Nun, Sie wissen ja - der Polizeiberuf! Nichts als Papierkrieg und warten auf den Ruhestand. Also, bis später - und alles, alles Gute! Wie immer es ausgeht, ich werd es sicherlich in der Zeitung lesen!«

Bond dankte und schüttelte ihm die Hand. Eine letzte Frage fiel ihm ein: »Übrigens, hat dieses Savage einfachen oder doppelten Abzug? Wenn's ernst wird, bleibt mir keine Zeit mehr zum Probieren.«

»Einfachen Abzug, aber es ist ein Stecher. Ziehen Sie erst durch, wenn Sie ganz sicher sind! Und bleiben Sie, wenn's geht, auf dreihundert Meter weg! Sie werden's mit Scharfschützen zu tun haben!« Er griff nach der Türklinke und legte die andere Hand Bond auf die Schulter. »Unser Commissioner hat einen Grundsatz: ›Schick nie den Mann, wenn du die Kugel schicken

kannst!« Halten Sie sich daran. Und leben Sie wohl, Commander.«

Die Nacht und fast den ganzen nächsten Tag verbrachte Bond in einem Motel außerhalb Montreals, wo er für drei Nächte vorausbezahlt hatte. Tagsüber setzte er seine Ausrüstung instand und suchte sich an die Bergschuhe mit den weichen, gerippten Gummisohlen zu gewöhnen, die er in Ottawa erstanden hatte. Er besorgte sich Glukose-Tabletten, Räucherschinken und Brot, kaufte auch eine große Feldflasche, die er zu drei Vierteln mit Bourbon und zu einem Viertel mit Kaffee füllte. Mit Dunkelwerden aß er zu Abend und legte sich ein wenig hin. Später löste er die Nußtinktur in Wasser und wusch sich mehrmals damit ab. Danach sah er wie ein Indianer mit blaugrauen Augen aus. Knapp vor Mitternacht öffnete er geräuschlos die Tür zur Garage, stieg in seinen Plymouth und fuhr ab nach Süden, Richtung Frelighsburg.

Der Nachtgaragenwärter dort war weniger verschlafen, als Oberst Johns es vermutet hatte: »Sie gehen jagen, Mister?« In Nordamerika lässt sich durch lakonisches Brummen sehr vieles beantworten. Mit einem Hm, Mhm und Hey in den verschiedenen Tonlagen, zusammen mit einem Ja, Möglich, Wirklich? und Verdammt! kann man so ziemlich allen Fragen gerecht werden.

Bond hängte sich das Gewehr über die Schulter und sagte »Hm.«

»Letzten Samstag hat einer drüben bei Highgate Springs einen Prachtbiber erwischt.«

Bond ließ ein unbeteiligtes »Wirklich?« hören, zahlte für zwei Nächte und trat aus der Garage. Sie lag am hinteren Stadtende, und so waren es nur noch hundert Straßenmeter bis zu dem Sandweg, der nach rechts zum Wald führte. Nach einer halben Stunde verlor sich der Weg an einem baufälligen Farmhaus.

Ein Kettenhund begann wütend zu bellen, aber kein Licht

zeigte sich. Bond umging das Haus und hatte bald darauf den Pfad neben dem Fluß gefunden. Ihm sollte er fünf Kilometer weit folgen.

Nachdem das Bellen hinter ihm verklungen war, umgab Bond das tiefe, samtene Waldesschweigen einer windstille Nacht. Sie war warm, und das Licht des Vollmonds war auch unter den dichten Nadelbäumen noch hell genug, um den Weg erkennen zu lassen. In den federnden Bergschuhen ging es sich ausgezeichnet, und Bond hatte das Gefühl, gut voranzukommen. Gegen vier Uhr morgens lichtete sich der Wald, und bald waren zur Rechten über offenes Land die spärlichen Lichter von Franklin zu sehen. Bond überquerte eine geteerte Nebenstraße. Der Waldfpfad war jetzt breiter geworden, rechts schimmerte ein See durch die Bäume. Um fünf Uhr hatte Bond auch die U.-Hauptstraßen 108 und 120 hinter sich gelassen und nahm nun das letzte Stück, einen steilansteigenden Jagdpfad, in Angriff. Nachdem er weit von der Straße war, hielt er an, legte Gewehr und Provianttasche ab, rauchte eine Zigarette und verbrannte die Wegeskizze. Der Himmel wurde schon heller, und aus dem Wald kamen die ersten Laute - ein scharfer, klager Vogelschrei und das Geraschel kleiner Tiere. Bond stand das Bild des Hauses am Grund jenes kleinen Tales hinter dem Berg deutlich vor Augen. Er vermeinte sogar, die schlafzerknitterten vier Gesichter hinter den verhängten Scheiben zu sehen, den Tau auf dem Rasen vorm Haus und den sich weitenden Lichtkreis der aufgehenden Sonne auf der stahlblauen Wasserfläche. Und diesseits des Berges schritt der Scharfrichter durch den Wald. Bond scheuchte das Bild aus seinen Gedanken, trat den Zigarettenstummel in den Boden und machte sich von neuem auf den Weg.

War das ein Hügel oder ein Berg? Wann wird überhaupt ein Hügel zum Berg? Warum erzeugt man nichts aus der silbrigen Birkenrinde, die so vielversprechend aussieht? Das beste in Amerika sind Backenhörnchen und geschmorte Austern. Am

Abend fällt die Dunkelheit nicht, sie steigt. Von einem Gipfel aus sieht man sie steigen, wenn hinter dem nächsten Berg die Sonne versinkt. Werden die Vögel nie aufhören, sich vor den Menschen zu fürchten? Wer war dieser Ethan Allen, der einst die Green Mountain Boys von Vermont befehligte? War er Möbelfabrikant? Ethan-Allen-Möbel waren in dem Motel als neueste Attraktion angepriesen worden. Militärstiefel sollten solche Gummisohlen haben!

Dieses und anderes ungereimte Zeug im Kopf, stieg Bond höher und hoher, unablässig bemüht, nicht an die vier schlafenden Gesichter auf den weißen Kissen zu denken.

Da die Bergkuppe noch unterhalb der Baumgrenze lag, konnte Bond nicht ins Tal hinabsehen. So wählte er eine Eiche, kletterte hinauf und schob sich einen starken Ast entlang nach außen. Jetzt lag alles vor seinem Blick - die schier endlos nach allen Seiten sich breitenden Green Mountains, der eben im Osten aufsteigende Sonnenball, und tief unten, etwa sechshundert Meter unterhalb des lang und sanft abfallenden Wipfelmeeres, von ihm nur durch ein breites Wiesenband getrennt, lagen unter dünnem Dunstschleier der See, der Rasen und das Haus.

Der Länge nach auf dem Ast liegend, wartete Bond ab, wie der fahle Streifen Morgensonne ins Tal kroch. Erst nach einer Viertelstunde hatte er den See erreicht, aber dann überschwemmte er mit einemmal den glitzernden Rasen und die nassen Schieferdächer. Der Dunst hob sich vom See, und leuchtend und frischgewaschen bot sich das Zielgebiet wie eine leere Bühne dar. Bond zog das Zielfernrohr aus der Tasche. Zoll um Zoll suchte er den Schauplatz ab. Dann musterte er den Hang unter sich und schätzte die Entfernung. Vom unteren Wiesenrand, der ihm das einzige Schußfeld bot, mochten es bis zur Terrasse und zum Patio noch etwa fünfhundert, bis zum Sprungbrett und zum Seeufer noch dreihundert Meter sein. Wie aber verbrachten diese Leute ihre Zeit? Was taten sie tagsüber? Badeten sie? Warm genug war es noch. Nun, er hatte den

ganzen Tag vor sich. Kamen sie bis zum Abend nicht an den See herunter, so würde er es eben auf fünfhundert Meter mit dem Patio versuchen müssen. Aber mit einem fremden Gewehr? Sollte er nicht lieber gleich bis zum Wiesenrand vorgehen, was fünfhundert Meter ohne Deckung bedeutete? Besser, es hinter sich zu bringen, noch ehe das Haus erwachte! Wann standen diese Leute auf? Wie zur Antwort rollte ein weißer Rolladen an einem der kleineren, links gelegenen Fenster hoch. Das Einschnappen der Feder war deutlich zu hören. Natürlich - *Echo Lake!* Wirkte das Echo etwa nach beiden Richtungen? Wohl kaum, wahrscheinlich wurden nur die Talgeräusche vom Wasser reflektiert. Riskieren durfte man freilich nichts.

Eine dünne Rauchfahne stieg jetzt aus einem der Schornsteine zur Linken. Bald würde dort Schinken mit Eiern braten und Kaffee in den Tassen dampfen. Bond schob sich an seinem Ast zurück und kletterte wieder zu Boden. Auch er wollte etwas essen und in Ruhe eine letzte Zigarette rauchen. Dann würde er hinunter und in Feuerstellung gehen.

Während er aß, betrachtete Bond nachdenklich seinen Abzugsfinger. Langsam krümmte er ihn durch und vermeinte dabei, schon den kühlen Metallbügel zu spüren. Fast automatisch griff seine Linke nach der Flasche. Er hob sie an die Lippen und beugte den Kopf zurück. Der Kaffeewhisky brannte ihm durch die Kehle. Während Bond die Flasche zuschraubte, wartete er auf das Wärmegefühl im Magen. Dann stand er langsam auf, streckte sich, gähnte und hängte sich das Gewehr wieder um. Noch ein Blick zurück, um sich den Platz für alle Fälle einzuprägen, und Bond begann mit dem Abstieg.

Es gab hier keinen Weg, und er kam nur langsam voran, da er darauf achtete, nicht auf dürre Zweige zu treten. Es kam nun Mischwald aus Fichten und Silberbirken mit vereinzelten Eichen, Buchen und Platanen, nur ab und zu vom lodernden Rot eines Ahorns unterbrochen. Spärliche Schößlinge und viel Fallholz aus vergangenen Stürmen bildeten das Unterholz. Aber

so vorsichtig sich Bond auch fortbewegte, der Wald nahm bald Notiz von ihm und gab auf seine Weise die Neuigkeit weiter: als erste sah ihn eine große Hirschkuh. Mit weiten, lärmenden Sprüngen suchte sie mit ihren beiden Jungen das Weite. Ein Buntspecht mit scharlachrotem Kopf flog vor ihm her, kreischte, sooft Bond ihn einholte, und immer wieder stellten Backenhörnchen sich auf die Hinterbeine, entblößten witterungssuchend die Zähne, sausten dann ab zu ihren Felslöchern und erfüllten den Wald so sehr mit ihrer schnatternden Angst, daß Bond sich fragte, ob man nicht schon von unten die immer wieder verängstigt aus den Wipfeln flatternden Vögel beobachtete. Als er jedoch hinter der letzten großen Eiche halt machte und über die lange Wiese zum See und zum Haus hinunterspähte, schien alles unverändert. Die Rolläden waren noch zu, und außer der dünnen Rauchfahne regte sich nichts.

Es war jetzt acht Uhr. Bond starnte über die Wiese zu den letzten Bäumen hinunter, welcher davon wohl für seine Zwecke geeignet wäre. Er entschied sich für einen großen, rotlodernden Ahorn, dessen Farbe zu seinen Kleidern paßte und dessen Stamm stark genug und überdies durch eine Fichtengruppe gegen Sicht gedeckt war. Von dort aus würden Haus und See gut überschaubar sein. Eine Zeitlang überlegte Bond, wie er am besten durch das dichte Gras und die Goldruten hinunterkäme. Es würde wohl nur kriechend zu machen sein. Eine leichte Brise erhob sich und strich durch das Gras. Wenn sie von Dauer war, würde das seine Bewegungen decken!

Irgendwo links hinter ihm knackte ein Zweig im Wald - dann war alles wieder still. Bond ließ sich aufs Knie nieder und horchte angespannt. Zehn volle Minuten war er nichts als ein regloser brauner Schatten an dem breiten Eichenstamm. Tiere und Vögel brechen keine Zweige ab. Dürres Holz muß ihnen besonders gefährlich scheinen. Auch setzen sich Vögel nie auf Zweige, die ihr Gewicht nicht tragen könnten, und sogar ein

Hirsch bewegt sich völlig lautlos im Wald, solange er nicht auf der Flucht ist. Waren Wachen ausgestellt? Leise nahm Bond das Gewehr von der Schulter und legte den Daumen an die Sicherung. Falls man dort unten noch schliefe, mochte ein einzelner Schuß in den Wäldern für den eines Jägers oder Wilderer gelten. Plötzlich brachen zwei Hirsche etwa dort, wo der Zweig geknackt hatte, aus dem Wald nach links über die Wiese, aber sie zeigten weder besondere Angst noch Hast, blieben auf ihrem Weg sogar zweimal stehen, um zu äsen. Also waren *sie es* gewesen! Aufatmend machte Bond sich auf den Weg über die Wiese.

Fünfhundert Meter durch nahezu mannshohes Gras zu kriechen, ist eine lange, ermüdende Arbeit, hart für Knie, Hände und Ellbogen. Gras und Pflanzenstengel ist alles, was man sieht, Staub und Insekten dringen in Nase, Augen und Hals. Bond bemühte sich, ein langsam-gleichmäßiges Tempo zu halten. Die Brise war geblieben, seine Bewegungen würden also kaum zu sehen sein. Aber seitlich hinter ihm, für Bond nicht sichtbar, bewegte sich eine zweite Kriechspur auf denselben Baum *zu*, den er sich zum Ziel genommen hatte.

Gleichmäßig kroch und rutschte Bond weiter, nur zeitweise anhaltend, um sich den Schweiß und den Staub aus den Augen zu wischen und sich zu vergewissern, daß er noch immer auf den Ahorn *zuhielt*. Etwa sechs Meter davor legte er eine letzte Schnaufpause ein, massierte seine Knie und lockerte seine Gelenke für das letzte Stück.

Das leise, drohende Flüstern kaum einen Meter links von ihm traf ihn völlig unvorbereitet. Sein Kopf fuhr so rasch herum, daß die Halswirbel knackten.

»Keine Bewegung - oder Sie sind eine Leiche!« Es war eine Mädchenstimme, aber die Drohung klang leidenschaftlich ernst. Mit klopfendem Herzen starre Bond auf die blauschimmernde Spitze des Stahlpfeils, der kaum einen halben Meter entfernt aus den Grashalmen zielte.

Der Bogen wurde horizontal gehalten, und die Knöchel der gebräunten Finger schimmerten weißlich. Das Gesicht mit den grimmig aufeinandergepreßten Lippen und den drohenden grauen Augen war schweißnaß. Mehr konnte Bond durch das Gras nicht sehen. Wer mochte das sein? Eine der Wachen? Langsam nahm Bond seine rechte, durch den Körper gedeckte Hand zur Pistole hoch, während er flüsterte: »Wer zum Teufel sind Sie?«

Die Pfeilspitze bewegte sich drohend. »Halt! Weg mit der rechten Hand! Gehören Sie zu den Wächtern?«

»Nein. Sie vielleicht?«

»Reden Sie kein Blech! Was suchen Sie hier?« Es klang nicht mehr so gespannt, sondern argwöhnisch. Und dieser Akzent - war er schottisch? War er walisisch?

Nun wurde es aber Zeit, gleiche Bedingungen zu schaffen! Die blaue Pfeilspitze wirkte einfach *zu* tödlich! Bond sagte gelassen: »Wenn Sie Pfeil und Bogen weglegen, will ich's Ihnen gern sagen, Robina.«

»Sie schwören mir, nicht zu schießen?«

»Aber natürlich. Nur, machen wir um Himmels willen, daß wir hier wegkommen, so mitten im freien Feld!« Und ohne abzuwarten, begann Bond weiterzukriechen. Er mußte jetzt die Initiative behalten. Wer immer dieses Mädchen sein mochte, es galt, sie rasch und unauffällig loszuwerden, ehe die Schießerei begann. Als ob man nicht schon genug zu beachten hätte! Am Baumstamm angelangt, stand Bond vorsichtig auf und warf einen Blick durch das rote Blattgewirr. Jetzt waren schon fast alle Rolläden hochgezogen. Zwei farbige Mädchen deckten gemächlich den großen Frühstückstisch im Patio. Die Sicht von hier aus war so gut wie erwartet. Bond nahm Gewehr und Provianttasche ab und setzte sich, den Rücken an den Stamm gelehnt. Auch das Mädchen kam jetzt aus der Wiese und trat unter den Ahorn, hielt aber Abstand. Noch immer lag der Pfeil

an der Sehne, doch war der Bogen nicht mehr gespannt. Mißtrauisch maß man einander.

Das Mädchen, obgleich in Jagdhemd und Hosen, glich einer schönen, zerrauften Dryade. Die olivgrünen, zerknitterten Hosen waren schlammbespritzt und zerrissen, das hellblonde Haar war mit einem Band hochgebunden und mit Grasbüscheln getarnt. Das Gesicht mit dem breiten, sinnlichen Mund, den hohen Backenknochen und den grauen, verächtlich blickenden Augen war von wilder, animalischer Schönheit. Die Unterarme wiesen blutige Kratzspuren auf, ebenso die eine Wange, die überdies leicht geschwollen schien und einen blauen Fleck hatte. Über die linke Schulter ragten die Metallfedern der Pfeile aus dem Köcher. Außer dem Bogen trug sie nur noch ein Jagdmesser im Gürtel, und an der anderen Seite eine braune Segeltuchtasche. Bond gefiel das Mädchen ausnehmend, und er lächelte ihr zu.

Leise und beruhigend sagte er: »Sie sind wohl Robina Hood? James Bond mein Name.« Er griff nach der Flasche, schraubte den Verschluß ab und hielt sie ihr hin. »Setzen Sie sich her und nehmen Sie einen Schluck! Feuerwasser mit Kaffee! Rauchfleisch habe ich auch - oder leben Sie von Tau und Beeren?« Sie kam bis auf einen Meter heran, kauerte sich nieder, griff nach der Flasche und tat einen kräftigen Zug.

Mit einem mürrischen »Danke« gab sie sie zurück, nahm ihren Pfeil und steckte ihn über die Schulter zu den anderen. Ohne den Blick von Bond zu wenden, sagte sie: »Sie sind wohl ein Wilderer? Die Abschußzeit für Hirsche beginnt erst in drei Wochen - aber hier unten gibt's gar keine, nur nachts kommen sie so tief herunter.«

»Sie sind doch nicht nur zur Jagd hier? Kann ich Ihren Jagdschein sehen?«

Widerspruchslos zog sie den Schein aus der einen ihrer zuknöpfbaren Brusttaschen und reichte ihn Bond. Er war in Bennington, Vermont, ausgestellt und lautete auf Judy

Havelock. Die Arten der Jagd waren vorgedruckt. Abgehakt waren »Jagd für Auswärtige« und »Pfeil und Bogen für Auswärtige«. Preis \$18.50, zahlbar an Jagd- und Fischereibehörde Montpelier, Vermont. Alter der Inhaberin fünfundzwanzig, Geburtsort Jamaika. Allmächtiger! dachte Bond. Er gab ihr den Schein zurück. *Das war es also!* Von Sympathie und Respekt erfüllt, sagte er: »Sie sind mir vielleicht ein Mädel, Judy! Von Jamaika bis hierher! Und nur mit Pfeil und Bogen wollen Sie ihn erledigen! Sie kennen doch sicher das chinesische Sprichwort: Ehe du Rache nimmst, grabe zwei Gräber! Haben Sie das getan, oder rechnen Sie auf Erfolg?«

Das Mädchen starrte ihn an. »Wer sind Sie? Was tun Sie hier? Was wissen Sie darüber?«

Bond überlegte. Der einzige Ausweg aus dem Dilemma war, sich mit ihr zu verbünden. Resignierend sagte er: »Sie kennen jetzt meinen Namen. Ich komme aus London - im Auftrag von Scotland Yard. Ich weiß, warum Sie hier sind, denn ich bin selbst hier, um es diesen Leuten heimzuzahlen. In London fürchtet man nämlich, der Kerl da unten könnte Sie wegen Ihres Besitzes unter Druck setzen, und anders ist er nicht davon abzuhalten.« Erbittert sagte sie: »Vor drei Wochen haben sie mein Lieblingspony vergiftet. Dann erschossen sie meinen Schäferhund, den ich selbst großgezogen hatte. Als nächstes schickten sie einen Drohbrief und verlangten meine Einwilligungserklärung in einem Zeitungsinserat. Die Polizei bot mir zwar ihren Schutz an, aber mehr konnte sie auch nicht tun, da sie die Erpresser in Kuba vermutete. Also ging ich nach Kuba und spielte dort die reiche junge Erbin, die auf Abenteuer aus ist - Gangsterbekanntschaften sucht und so. Schließlich hörte ich von dem Kerl da unten« - sie wies auf das Haus -, »aber er war nicht mehr auf Kuba. Batista hatte ihn fallenlassen. Den Rest erfuhr ich von einem höheren Polizeibeamten, dem ich mich anvertraut hatte.« Sie vermied es, Bond anzusehen, und fuhr nach einer Pause fort: »Also fuhr ich nach Amerika.

Irgendwo hatte ich von Pinkertons Detektivagentur gelesen. Von ihr ließ ich die Adresse des Mannes ermitteln. Das ist alles.«

»Auf welchem Weg sind Sie hergekommen?«

»Bis Bennington bin ich geflogen, und von dort aus zu Fuß weiter. Vier Tage lang durch die Green Mountains. Den Leuten bin ich ausgewichen. An die Berge bin ich gewöhnt, denn unser Haus liegt in den Bergen, und die sind noch unwegsamer als hier.«

»Und was werden Sie tun?«

»Nach Bennington zurückgehen, sobald ich diesen Hammerstein erschossen habe.« Sie sagte das so beiläufig, als rede sie vom Blumenpflücken.

Vom Tal drang Stimmenlärm herauf. Bond erhob sich und blickte durch die Zweige. Drei Männer und zwei Mädchen unterhielten sich lachend im Patio, während sie die Stühle zurechtrückten und sich zu Tisch setzten. Der Platz am Kopfende des Tisches zwischen den beiden Mädchen blieb leer. Bond nahm das Zielfernrohr. Die drei Männer waren klein und dunkel. Der eine - er lächelte in einem fort und wirkte am gepflegtesten - war wohl Gonzalez. Die beiden anderen waren primitivere Typen. Die Brünetten, dunkelhäutigen Mädchen sahen aus wie billige kubanische Huren und trugen grelle Badeanzüge. Hätten sie nicht spanisch gesprochen, ihr Geschnatter wäre bis herauf zu verstehen gewesen.

Bond spürte die Nähe des Mädchens hinter sich und reichte ihr das Fernrohr. »Der kleine geschniegelte nennt sich Major Gonzalez«, sagte er. »Die beiden ändern sind Revolvermänner. Wer die Mädchen sind, weiß ich nicht. Hammerstein ist noch nicht zu sehen.« Sie blickte durch das Glas und gab es wortlos zurück. Wußte sie, daß das die Mörder ihrer Eltern waren? Jetzt blickten die Mädchen zur Haustür. Die eine rief etwas, das wie ein Gruß klang. Ein kleiner, vierschrötiger, beinahe nackter Kerl trat in die Sonne und ging schweigend an dem Tisch vorbei zum

Terrassenrand, wo er fünf Minuten lang seine Turnübungen machte.

Bond prägte sich alles an dem Mann ein. Er mochte etwa einssechzig groß sein, hatte die Schultern und Hüften eines Boxers, zeigte aber Fettansatz. Brust und Schulterblätter waren dicht behaart, ebenso Arme und Beine. Der völlig haarlose Schädel hingegen erglänzte in weißlichem Gelb und war hinten eingekerbt wie von einer Hiebwunde oder einer Trepanation. Dazu kamen engstehende Augen unter haarlosen Brauen und ein großer, abscheulich rotlippiger Mund. Nochmals reichte Bond dem Mädchen das Fernrohr. Irgendwie war er erleichtert darüber, daß Hammerstein so widerlich war, wie M's Dossier es verheißen hatte.

Bond beobachtete das Gesicht des grimmig ins Tal starrenden Mädchens. Was sollte er mit ihr tun? Das gab doch nichts als Schwierigkeiten! Nein, er durfte sich keinerlei Risiko leisten: ein Schlag auf den Kopf, und binden und knebeln, bis alles vorbei war! Bond griff nach seiner Pistole.

Das Mädchen trat ein wenig zurück, bückte sich, legte das Fernrohr ins Gras und griff nach dem Bogen. Sie legte einen Pfeil auf, blickte Bond an und sagte ruhig: »Nur keine Dummheiten! Bleiben Sie mir vom Leib! Ich bin nicht den weiten Weg hierhergekommen, um mich von einem plattfüßigen Bobby über den Schädel schlagen zu lassen. Mit dem da garantiere ich auf fünfzig Meter, aber ich habe auch schon auf hundert einen Vogel aus dem Flug heruntergeholt. Gern tu ich es nicht, aber wenn Sie sich hier einmischen, gibt's einen Pfeil durch das Bein.« Bond verfluchte sein Zaudern von vorhin. Erbost sagte er: »Sie blödes Luder, legen Sie das Dreckszeug weg! Das ist Männerarbeit! Was glauben Sie denn eigentlich? Mit Pfeil und Bogen gegen vier Männer?«

Aber das Mädchen blieb eigensinnig. Sie nahm Schußstellung ein und sagte mit schmalen Lippen: »Scheren Sie sich zum Teufel, und mischen Sie sich nicht ein! Schließlich waren es

*meine* Eltern, nicht Ihre! Ich bin jetzt vierundzwanzig Stunden hier und weiß, wie ich diesen Hammerstein erwische. Die anderen gehen mich nichts an, die sind nichts ohne ihn. Also!« Sie spannte den Bogen und zielte auf Bonds Füße. »Entweder Sie tun, was ich sage, oder Sie werden's bereuen! Und glauben Sie ja nicht, daß ich spaße. Das ist eine Privatsache, von der mich niemand abhalten wird, das hab ich mir geschworen!« Sie warf den Kopf gebieterisch zurück. »Na, wird's?«

Bond nahm die Drohung ernst. Dieses lächerlich schöne, wilde Geschöpf hatte sich in einen Zustand gelenkter Hysterie hineingesteigert. Er konnte nichts dagegen tun, denn ihre Waffe war lautlos, aber seine Pistole würde die ganze Gegend alarmieren. Wohl oder übel mußte er mit ihr zusammenarbeiten, ihr einen Teil der Arbeit überlassen, um selber den Rest besorgen zu können. So sagte er ruhig: »Hören Sie zu, Judy! Wenn Sie durchaus auf Ihrem Vorhaben bestehen, dann tun wir's doch lieber gemeinsam. Aufträge solcher Art sind mein Beruf, außerdem habe ich Befehl, es zu tun - von einem nahen Freund Ihrer Familie, wenn Sie's genau wissen wollen! Und mein Gewehr reicht mindestens fünfmal so weit wie Ihr Bogen. Sogar auf dem Patio könnte ich ihn von hier aus erwischen, aber das ist mir zu unsicher. Ich warte lieber, bis die ganze Gesellschaft zum See geht. Und wenn Sie mir dann Feuerunterstützung geben, wird es *noch* leichter sein«, schloß er etwas lahm.

»Nein.« Sie schüttelte entschieden den Kopf. »Tut mir leid. Sie können *mir* Feuerschutz geben, wenn Sie wollen, mir ist das egal. Aber mit dem See haben Sie recht. Gestern gegen elf Uhr waren sie alle unten, und heute ist es genauso warm. Ich werde ihn von der unteren Baumreihe aus aufs Korn nehmen, dort weiß ich einen guten Platz. Die Leibwächter haben zwar immer ihre Maschinengewehre mit, aber ich weiß schon, wie ich's mache, und werde außer Schußweite sein, bevor sie überhaupt begriffen haben, was los ist. Mein Plan ist fix und fertig, aber ich kann

jetzt nicht länger hier herumstehen - ich sollte schon längst an meinem Platz unten sein. Es tut mir leid, aber wenn Sie jetzt nicht sofort ja sagen, bleibt mir keine Wahl.« Sie hob den Bogen. Bond verfluchte sie innerlich. Wütend sagte er: »Na, gut! Aber das eine sag ich Ihnen: wenn wir hier heil herauskommen, gibt's eine Tracht Prügel, daß Sie eine Woche lang nicht sitzen können! Vorwärts jetzt, ich kümmere mich um die ändern! Und wenn Sie wirklich durchkommen sollten, treffen Sie mich hier. Wenn nicht, komm ich hinunter und klaube die Reste zusammen.«

Das Mädchen entspannte ihren Bogen und sagte gleichmütig: »Freut mich, daß Sie Vernunft annehmen. Denken Sie nicht an mich, und bleiben Sie in Deckung. Geben Sie acht, daß nicht die Sonne auf Ihr Glas fällt!« Mit dem Lächeln der Frau, die das letzte Wort gehabt hat, wandte sie sich ab und schritt zwischen den Bäumen davon.

Bond sah ihr nach, bis sie hinter den Stämmen verschwunden war, dann nahm er das Fernrohr auf und begab sich wieder an seinen Beobachtungsposten. Zum Teufel mit ihr! Es wurde Zeit, sich dem Geschäft zu widmen! Zwar mußte er jetzt ihren ersten Schuß abwarten, denn man konnte nicht wissen, wozu dieses hitzköpfige Geschöpf imstande war, wenn er zuerst schoß! Er schwelgte ein wenig in dem Gedanken, was er ihr antun würde, wenn erst alles vorbei war! Aber dann gab es Bewegung vor dem Haus, er schob alle erregenden Gedanken von sich und hob das Glas an die Augen.

Die beiden Dienstmädchen räumten das Frühstücksgeschirr ab. Weder die Badenixen noch die Revolvermänner waren jetzt zu sehen. Hammerstein lag lesend auf der Gartencouch und sprach ab und zu auf Gonzalez ein, der ihm zu Füßen rittlings auf einem Gartenstuhl saß und eine Zigarette rauchte. Bond sah auf die Uhr. Es war jetzt halb elf. Da die Szene sich nicht so schnell ändern würde, setzte er sich wieder rücklings an seinen Baum und untersuchte sein Gewehr. Bald würde er es erproben

müssen!

Er konnte seinem Auftrag keinen Geschmack abgewinnen. Immer wieder hatte er sich daran erinnern müssen, welche Art Menschen das waren. Der Mord an den Havelocks war besonders schäbig gewesen, und wahrscheinlich gab es sehr viele Leute die wie dieses Mädchen Hammerstein umbringen wollten. Aber für Bond war das anders, er hatte keine persönlichen Motive. Für ihn war es Beruf, so wie ein Rattenvertilger eben Ratten zu vertilgen hat.

Maschinenpistolengeknatter schreckte ihn aus seinen Überlegungen! Schon beim zweiten Feuerstoß hatte er das Gewehr im Anschlag. Aber die Salven dort unten bewirkten nur Gelächter und Händeklatschen. Das, was ein Eisvogel gewesen war, lag flatternd auf dem Rasen, und eben ging Hammerstein mit rauchender Maschinenpistole die paar Stufen hinunter und trat die zuckenden Reste mit nackter Ferse in den Boden. Dann wischte er den Fuß im Rasen ab, während die anderen beifällig lachend rundum standen. Hammerstein grinste vergnügt. Er sagte etwas, worin das Wort »Meisterschütze« vorkam, reichte die Waffe einem der Revolverleute und wischte sich die Hände am fetten Hinterteil ab. Nachdem er den Mädchen einen Befehl zugerufen hatte, der sie ins Haus scheuchte, drehte er sich um und schritt, gefolgt von den anderen, den Hang zum See hinunter. Jetzt erschienen auch die Mädchen wieder: jede trug eine leere Champagnerflasche, und unter Geschwätz und Gelächter holten sie die Männer ein.

Bond machte sich bereit. Er setzte das Zielfernrohr auf das Gewehr, stellte das Visier auf 300 und nahm die Gruppe aufs Korn. Gegen den Stamm gelehnt, beobachtete er die Szene. Offenbar war man im Begriff, ein Wettschießen zu veranstalten. Die beiden Revolverhelden steckten neue Magazine in ihre Waffen und stellten sich auf Gonzalez' Befehl etwa sechs Meter voneinander auf der flachen Dammkrone beiderseits des Sprungbretts auf. Den See im Rücken, hielten sie die Pistolen

feuerbereit.

Hammerstein trat an den Rasenrand und schwang in jeder Hand eine Champagnerflasche. Hinter ihm hielten die Mädchen sich die Ohren zu. Die beiden Schützen beteiligten sich nicht an dem spanischen Geschnatter. Im Zielfernrohr sahen sie äußerst konzentriert aus.

Hammerstein gebot Ruhe. Dann schwang er beide Arme nach hinten und zählte: »*Un - dos - tres!*« Bei »*tres*« schleuderte er die Flaschen hoch über den See.

Die beiden Schützen fuhren herum und feuerten aus der Hüfte. Der Salvendonner jagte eine kreischende Vogelwolke aus den Bäumen, getroffene Zweige prasselten in den See, die linke Flasche zerklirrte zu Staub, während die rechte, nur von einem Geschoß getroffen, in zwei Teile zersprang. Also hatte der linke Schütze gewonnen. Die beiden Rauchwolken verschmolzen zu einer einzigen, die über den Rasen davonzog. Das Echo verrollte. Die beiden Schützen gingen über den Damm zum Rasen zurück, der hintere wirkte verärgert. Hammerstein rief die beiden Mädchen heran, die widerwillig näher kamen. Er sagte etwas, stellte dem Sieger eine Frage. Der nickte nach dem linken Mädchen, das ihn unfreundlich anblickte. Gonzalez und Hammerstein lachten. Hammerstein klopfte ihr wie einer Kuh aufs Hinterteil und sagte etwas, das wie »*Una noche*« klang. Ergeben nickte sie, und die Gruppe löste sich auf. Das Preismädchen nahm einen raschen Anlauf und hechtete in den See, vielleicht, um dem Mann zu entgehen, der ihre Gunst mit der Pistole errungen hatte. Die andere sprang ihr nach. Unter ärgerlichen Zurufen durchschwammen sie den See. Major Gonzalez legte seine Jacke ab, breitete sie auf den Rasen und setzte sich darauf. Aus seinem Schulterhalfter ragte der Griff einer automatischen Pistole mittleren Kalibers. Er beobachtete Hammerstein, der eben seine Uhr abnahm und über den Damm zum Sprungbrett ging. Die Schützen mit ihren Pistolen im Arm standen abseits und blickten gleichfalls auf Hammerstein und

die beiden Mädchen, die jetzt die Seemitte erreicht hatten und schon dem anderen Ufer zustrebten. Gelegentlich blickte einer von ihnen in die Runde oder zum Haus hin. Bond wunderte es nicht mehr, daß Hammerstein noch lebte. Er war der Mann, der dafür zu sorgen wußte. Nun stand er am äußersten Ende des Sprungbretts und sah ins Wasser hinunter. Bond entsicherte sein Gewehr. Seine Augen waren schmal geworden. Jeden Augenblick konnte es geschehen - worauf zum Teufel wartete sie noch?

Jetzt ging Hammerstein in die Knie und nahm die Arme nach hinten. Jetzt stieß er sie vor, jetzt sprang er - und erst in diesem Sekundenbruchteil des Absprungs zischte der Silberblitz gegen seinen Rücken! Dann traf der Körper in elegantem Sprung auf dem Wasser auf.

Gonzalez war aufgesprungen und blickte unsicher in die wirbelnden Wellen. Sein Mund stand offen - was war das gewesen? Die beiden Schützen waren ihrer Sache sicherer. Sie kauerten schon, des Befehls gewärtig, mit ihren Pistolen im Anschlag und blickten zwischen Gonzalez und der Baumreihe hin und her. Langsam glättete sich das Wasser wieder, und die Wellen liefen in den See hinaus. Der Sprung war sehr tief gewesen.

Bond befeuchtete die Lippen mit der Zunge. Durchs Zielfernrohr suchte er den See ab. Da - das Wasser schimmerte rosig! Langsam stieg Hammersteins Körper an die Oberfläche, aber der Kopf blieb unten, und unter dem linken Schulterblatt ragte ellenlang der stählerne Schaft aus dem Rücken. Die Aluminiumfedern blinkten in der Sonne.

Jetzt erst brüllte Gonzalez einen Befehl, und die beiden Maschinenpistolen begannen zu rattern und Feuer zu speien. Bond hörte die Geschoßgarben in die Bäume prasseln. Dann stieß das Savage kurz gegen seine Schulter, und der rechte Schütze kippte langsam aufs Gesicht. Der andere rannte jetzt zum See, wobei er kurze Feuerstöße von der Hüfte aus abgab.

Nochmals feuerte Bond: Fehlschuß! Und nochmals! Die Beine des Mannes knickten zusammen, aber sein Schwung trug ihn weiter. Er klatschte ins Wasser, aber die Pistole feuerte ziellos in die Luft, bis die Wellen über ihr zusammenschlugen.

Bonds Fehlschuß hatte Gonzalez Gelegenheit gegeben, hinter die Leiche des ersten Schützen zu springen. Von dort eröffnete er jetzt mit der Maschinenpistole das Feuer auf Bond. Ob er ihn gesehen hatte oder nur blindlings in Richtung der Gewehrschüsse feuerte - er tat jedenfalls gute Arbeit. Es schlug in den Ahorn ein, daß die Holzsplitter Bond nur so ins Gesicht prasselten. Wieder feuerte Bond - und wieder. Der Körper des toten Pistolenschützen zuckte. Zu tief! Bond lud durch und zielte sorgfältig. Ein abgeschossener Zweig fiel ihm aufs Gewehr. Er schüttelte ihn ab, aber jetzt war Gonzalez aufgesprungen und rannte auf die Gartenmöbel zu. Er kippte den Eisentisch um und warf sich hinter die Platte, während Bonds nächste Schüsse die Erde an seinen Fersen aufwarfen. Aber aus der Deckung des Tisches wurde Gonzalez' Feuer genauer, wieder und wieder prasselten seine Salven in den Ahorn, wogegen Bonds Einzelschüsse nur gegen das weiße Eisen schlugen oder über den Rasen hinpiffen. Gonzalez wechselte fortwährend zwischen rechter und linker Tischkante, und es war schwierig, ihm mit dem Zielfernrohr zu folgen. Und immer wieder schlug es neben und über Bond in den Stamm! Er entschloß sich, seine Deckung zu verlassen. Geduckt lief er nach rechts, um aus der offenen Wiese Gonzalez in der ungedeckten Flanke zu erwischen. Aber noch während er lief, sah er Gonzalez hinter dem Tisch hervorstürzen und auf den Damm zurennen, damit er durch den Wald an seinen Gegner käme. Bond erhob sich zu voller Höhe und riß das Gewehr hoch. Jetzt hatte Gonzalez ihn erblickt! Er ging aufs Knie nieder und feuerte eine Salve. Unerschütterlich blieb Bond stehen, während die Kugeln um ihn herpfiffen. Nun war das Fadenkreuz seiner Optik mitten auf Gonzalez' Brust! Langsam zog Bond durch:

Gonzalez schwankte, kam halb auf die Beine, riß die Arme hoch, schießend, schießend - und stürzte, während seine Pistole noch immer in den Himmel feuerte, mit klatschendem Aufschlag ins Wasser.

Er kam nicht mehr hoch. Langsam senkte Bond das Gewehr und fuhr sich mit dem Ärmel übers Gesicht.

Das Echo dieses mehrfachen Todes rollte noch immer durch das Tal. Jenseits des Sees liefen die beiden Mädchen zum Haus zurück. Wenn es die Hausmädchen nicht schon getan hatten, dann würden *sie* die Polizei alarmieren. Es wurde höchste Zeit, zu verschwinden!

Bond ging zu seinem Ahorn zurück. Das Mädchen stand schon da, die Arme an den Stamm gelehnt und den Kopf in ihnen vergraben. Von ihrem rechten Arm tropfte Blut, und der Hemdärmel zeigte einen dunklen Fleck. Bogen und Köcher lagen zu ihren Füßen. Sie zitterte.

Bond trat von hinten heran und legte schützend den Arm um sie. »Nur ruhig, Judy, nur ruhig«, sagte er. »Es ist alles vorbei. Ist der Arm schlimm?«

Sie sagte mit erstickter Stimme: »Ach, das ist nichts. Irgendwas hat mich getroffen. Aber das andere - es war schrecklich. Ich - wußte nicht, daß es so arg sein würde.«

Beschwichtigend drückte Bond ihren Arm. »Es mußte sein. Andernfalls wären *Sie* dran gewesen. Das waren Berufsmörder - die ärgsten, die es gibt. Ich hab Ihnen aber gesagt, daß so etwas Männerarbeit ist! Na, schön, sehen wir uns Ihren Arm an. Und dann müssen wir weg von hier - über die Grenze, bevor die Polizei da ist!«

Sie blickte ihn an, das schöne, wilde Gesicht naß von Schweiß und Tränen. »Daß Sie so nett zu mir sind - nachdem ich mich so benommen habe... Aber ich war total durchgedreht.« Sie streckte den verletzten Arm aus, und Bond schnitt ihr mit ihrem Jagdmesser den Ärmel von der Schulter. Es war ein glatter

Durchschuß. Bond wusch die Wunde mit dem Kaffeewhisky aus und band mit seinem zerschnittenen Taschentuch eine dicke Brotscheibe aus seiner Provianttasche darüber. Aus dem Hemdärmel machte er eine Schlinge und knüpfte sie ihr um den Nacken. Dabei war ihr Mund dem seinen ganz nahe. Er küßte ihn: erst sanft und dann noch einmal, hart. Dabei blickte er ihr in die Augen. Sie sahen erstaunt und glücklich aus. Er küßte sie auf beide Mundwinkel, und der Mund begann zu lächeln. Er trat zurück und lächelte gleichfalls. Dann nahm er ihre rechte Hand und schob sie behutsam in die Schlinge. Das Mädchen fragte fügsam: »Wohin führst du mich jetzt?«

»Ich nehm dich mit nach London. Dort will dich ein alter Herr kennenlernen. Aber zuerst müssen wir noch nach Kanada hinüber, dort laß ich von einem Freund deinen Paß in Ordnung bringen. Du wirst dir auch Kleider und alles andere besorgen müssen, das wird ein paar Tage dauern, und wir werden in einem Motel wohnen.«

Sie sah ihn an - ein anderer Mensch. »Das wird hübsch sein«, sagte sie leise. »Ich hab noch nie in so etwas gewohnt.« Bond bückte sich, nahm Gewehr und Proviantbeutel auf und hängte sich beides über die Schulter. Bogen und Köcher hängte er über die andere. Dann wandte er sich um und schritt über die Wiese.

Während sie ihm folgte, zog sie sich die welken Grasbüschel aus dem Haar, löste das Band und ließ die helle Haarflut über die Schultern fallen.

## **Riskante Geschäfte**

»Viel Risiko in diesem Geschäft!«

Leise kamen die Worte unter dem buschigen, braunen Schnurrbart hervor. Ein stechender Blick aus schwarzen Augen glitt über Bonds Gesicht zu dessen Händen hinunter, welche eben ein Streichholz aus dem Briefchen rissen, das den Aufdruck »*Albergo Colomba d'Oro*« trug.

James Bond fühlte das Prüfende dieses Blicks. Das ging schon so, seitdem er vor zwei Stunden den Mann zur Besprechung in der Exzelsiorbar getroffen hatte. Bond sollte dort nach einem Mann mit dickem Schnurrbart Ausschau halten, der allein vor einem Alexandra sitzen würde. Dieses Erkennungszeichen war weit mehr nach Bonds Geschmack gewesen als eine gefaltete Zeitung, eine Blume im Knopfloch, ein Paar gelber Handschuhe oder dergleichen abgebrauchtes Zeug aus dem verstaubten Agentenrepertoire. Vor allem auch deshalb, weil es nicht so ohne weiteres in direkte Verbindung mit dem Betreffenden gebracht werden konnte. Und Kristatos - das war sein Name - hatte das gleich zu einem kleinen Test benutzt: als Bond die Bar betreten und sich umgesehen hatte, waren etwa zwanzig Gäste anwesend, aber keiner von ihnen mit Schnurrbart. Aber am anderen Ende des Raumes hatte auf einem Ecktisch neben einer Schale Oliven ein hochstieliges Glas Creme und Wodka gestanden. Bond war direkt auf den betreffenden Tisch zugegangen und hatte daran Platz genommen.

Der Kellner kam. »Guten Abend, Sir. Signor Kristatos telefoniert nur eben.«

Bond nickte. »Einen Negroni. Mit Gordon's, bitte.« Der Kellner ging zur Bar. »Negroni. Uno. Gordon's.«

»Bitte vielmals um Entschuldigung!« Die große, haarige Hand ergriff den kleinen Stuhl, als wäre er gewichtslos, und

schob ihn unter den massigen Körper. »Aber ich hatte noch mit Alfredo zu sprechen.«

Kein Händeschütteln. Sie waren alte Bekannte, möglicherweise sogar aus der gleichen Branche. Import-Export oder so ähnlich. Der jüngere sah aus wie ein Amerikaner, oder nein, wie ein Engländer, bei diesem Anzug! Bond war schlagfertig: »Wie geht's seinem kleinen Jungen?«

Signor Kristatos' schwarze Augen verengten sich: »Ach, immer dasselbe! Was kann man da schon erwarten?« Er breitete die Hände. Also doch! dachte er. Der Mann war tatsächlich vom Fach.

»Schrecklich, diese Polio!«

Der Negroni wurde gebracht. Die beiden Männer lehnten sich bequem zurück, jeder zufrieden, mit einem Mann der gleichen Branche zu tun zu haben. Das war selten. Gemeinsame Aufgaben trugen oft schon zu Beginn den Keim der Hoffnungslosigkeit in sich, und Zusammenkünfte wie diese rochen - zumindest nach Bonds Meinung - zumeist recht brenzlig, so, als wäre sein Deckmantel schon im Begriff, irgendwo anzubrennen. Und pünktlich begann er dann jeweils auch zu brennen, womit das Spiel zu Ende war und nur noch übrigblieb, zu verschwinden oder sich von irgend jemandem umlegen zu lassen. Aber diesmal war es anders: das Zusammentreffen hatte sich gut angelassen. Während des ganzen weiteren Abends im Restaurant *Colomba d'Oro*, nahe der *Piazza di Spagna*, belustigte es Bond, immer noch examiniert zu werden. Kristatos ließ nicht ab, ihn zu beobachten und seine Vertrauenswürdigkeit zu erwägen. Die Bemerkung über das Geschäftsrisiko war bis jetzt das einzige, womit Kristatos auf ein gemeinsames Geschäft angespielt hatte. Das ermutigte Bond, denn er hatte zunächst nicht recht an Kristatos' Qualitäten glauben wollen. Nun aber stellte sich heraus, daß M doch richtig vermutet hatte: Kristatos wußte etwas Wichtiges! Bond ließ den Streichholzrest in den Aschenbecher fallen und

sagte leise: »Ich habe einmal gelernt, daß jedes Geschäft, das nach neun Uhr abends abgeschlossen wird oder mehr als zehn Prozent abwirft, gefährlich ist. Das unsere kann bis zu tausend Prozent einbringen und wird fast ausschließlich nachts getätig. Also ist es wohl doppelt riskant.« Bond dämpfte die Stimme noch mehr. »Die Mittel sind verfügbar. Dollar, Schweizer Franken, venezolanische Bolivars - ganz nach Wunsch.«

»Das freut mich. Ich habe ohnehin schon zuviel Lire.« Signor Kristatos nahm die Menükarte zur Hand. »Essen wir was. Wichtige Geschäfte soll man nicht mit leerem Magen abschließen.«

Die Woche vorher hatte M nach Bond geschickt. Er war schlechter Laune gewesen. »Haben Sie gerade was zu tun, 007?«

»Nur Papierkrieg, Sir.«

»Was soll das heißen: ›Nur Papierkrieg‹?« M wies mit der Pfeife auf seinen vollen Einlaufkorb. »Wer hat den nicht?«

»Ich meinte, keine aktive Tätigkeit, Sir.«

»Na, also, warum nicht gleich!« M nahm ein Bündel dunkelroter Umschläge und schob sie Bond so brusk zu, daß dieser sie auffangen mußte. »Da haben Sie Ihren Papierkrieg! Das meiste ist von Scotland Yard - vom Rauschgiftdezernat. Und ganze Stöße vom Innen- und Gesundheitsministerium, und dazu noch ein paar dicke Berichte von der Internationalen Opiumkontrolle in Genf. Nehmen Sie's mit, und lesen Sie alles. Sie werden den ganzen Tag bis in die Nacht hinein brauchen. Morgen fliegen Sie nach Rom und sehen sich die Herrschaften mal näher an. Klar?« Bond bejahte. Nun kannte er den Grund von M's schlechter Laune. Nichts konnte ihn mehr in Rage bringen als der Zwang, seinen Stab der eigentlichen Bestimmung zu entziehen, die nun einmal Spionage, wenn nötig Sabotage und subversive Aktion war. Alles andere war in M's Augen Mißbrauch des Geheimdienstes und seiner Geheimfonds,

die - weiß Gott! - mager genug waren.

»Noch irgendwelche Fragen?« M hatte das Kinn weit vorgeschoben, was bedeutete, daß Bond sich samt seinen Mappen aus dem Büro scheren solle, um M für Wichtigeres Zeit zu lassen. Bond wußte, daß das zum Teil nur Theater war. In gewisser Weise hatte M einen Vogel. Daß das in der Abteilung allgemein bekannt war, wußte M selbst am besten, aber er gab ihn darum nicht auf. Dieser Vogel konnte größere oder kleinere Dimensionen annehmen, je nachdem, ob es sich um offensichtlichen Mißbrauch des Geheimdienstes handelte oder nur um M's Abneigung gegen Männer mit Bart, die er um nichts in der Welt in seine Abteilung aufgenommen hätte. Aber wie gesagt: M war sich seiner fixen Idee bewußt und nahm sie durchaus nicht ernst, was er - nach Bonds Meinung - mit Churchill und Montgomery gemeinsam hatte. Wurde sein Bluff durchschaut, so machte ihm das nichts aus, um so weniger, als er Bond keinesfalls ohne die entsprechenden Anweisungen losgeschickt hätte. Da Bond dies alles wußte, sagte er sanft: »Zwei Dinge, Sir. Warum sollen ausgerechnet wir das machen, und was weiß Station I über die betreffenden Leute?«

M sah Bond verdrossen an, drehte dann seinen Stuhl nach dem Fenster und betrachtete die dahinjagenden Oktoberwolken. Nachdem er seine Pfeife durchgeblasen und solcherart etwas Überdruck abgelassen hatte, legte er sie auf den Tisch. Dann begann er geduldig und ganz normal zu sprechen. »Sie wissen ja, 007, daß ich mit dieser Rauschgiftaffäre lieber nichts zu tun hätte. Ich mußte Sie in diesem Jahr ohnehin schon einmal für zwei Wochen freistellen, damit Sie diesen Pflanzer in Mexiko erledigen konnten - und dabei wären fast Sie selbst erledigt worden! Ich habe das damals nur der Spezialabteilung zuliebe gemacht. Als sie jetzt wieder nach Ihnen verlangt haben, um diese italienische Bande dingfest zu machen, hab ich abgelehnt. Aber Ronnie Vallance ist hinter meinem Rücken zum Innen- und zum Gesundheitsminister gegangen, und die beiden

Minister haben dann mir zugesetzt. Als ich fest blieb und sagte. Sie seien hier unabkömmlich, wandten sie sich an den Premier.« M machte eine Pause. »So ist das eben. Der Premier argumentierte übrigens sehr überzeugend. Er meinte, daß das Heroin, wenn es in solchen Mengen hereinkommt, ein Mittel psychologischer Kriegsführung darstellt, weil es die Kraft des Landes untergräbt. Es sollte ihn gar nicht wundern, sagte er, wenn hinter diesem Schmuggel nicht bloß Geldgier, sondern Subversion steckte.«

M lächelte verärgert. »Ich nehme an, daß dieses Argument von Ronnie Vallance stammt. Offenbar kommen seine Rauschgiftleute mit dem Heroinschmuggel nicht mehr zurecht. Sie wollen nämlich verhindern, daß er auch noch die Teenager erfaßt. Die Tanz- und Vergnügungslokale stecken ohnehin schon voller Schleichhändler. Nun hat Vallances Geisterbrigade die Spur bis zu einem der Mittelsmänner verfolgt, und es steht außer Zweifel, daß der Nachschub aus Italien kommt, mit den italienischen Touristenausbussen. Aber trotz Zusammenarbeit mit italienischer Polizei und Interpol ist Vallance nicht weitergekommen. Der innere Verteilerring hat zuviel Angst - oder wird zu gut bezahlt.«

»Vielleicht ist Protektion mit im Spiel, Sir?« unterbrach Bond. »Ich erinnere nur an diese Montesi-Affäre.«

M zuckte die Achseln. »Mag sein, mag sein! Sie werden eben auch *darauf* zu achten haben. Aber ich glaube, im Fall Montesi wurde ziemlich radikal aufgeräumt. Jedenfalls, nach der Auftragserteilung durch den Premier hab ich mich mit Washington in Verbindung gesetzt. CIA war sehr entgegenkommend. Sie wissen ja, das Rauschgiftdezernat hat seit dem Krieg eine ständige Abteilung in Italien, die aber nicht mit CIA in Verbindung steht, sondern ausgerechnet mit dem amerikanischen Schatzamt! Das hat nämlich einen sogenannten Geheimdienst, der sich mit Rauschgiftschmuggel und Banknotenfälschung befaßt. Idiotisch! Ich frage mich, was sie

beim FBI darüber denken! Jedenfalls« - langsam drehte M seinen Stuhl wieder herum, verschränkte die Finger im Nacken und lehnte sich zurück, wobei er Bond über den Tisch hinweg ansah - »ist die Sache die, daß CIA Rom mit dieser kleinen Rauschgiftabteilung ziemlich eng zusammenarbeitet. Das muß sie, schon um Überschneidungen zu vermeiden. Und CIA - eigentlich Allan Dulles in Person - gab mir den Namen des ersten Vertrauensmannes jener römischen Abteilung. Offenbar ist er ein Doppelagent, der zur Deckung selber ein wenig schmuggelt. Kristatos heißt er. Dulles sagte, er müsse seine Leute zwar heraushalten, das Schatzamt wäre gar nicht begeistert, wenn CIA Rom enger mit uns zusammenarbeitete, aber auf meinen Wunsch werde er Kristatos sagen lassen, einer unserer besten Leute wolle mit ihm in Verbindung treten. Und gestern hat man mich davon verständigt, daß die Verabredung für übermorgen getroffen sei.« M wies auf den Stoß Mappen vor Bond. »Alles Nähtere finden Sie da drin.«

Eine Zeitlang herrschte Stille. Ungute Sache, dachte Bond, vielleicht gefährlich, bestimmt aber dreckig. Er stand auf und griff nach den Mappen. »In Ordnung, Sir. Sieht mir nach Geld aus. Wieviel zahlen wir, damit der Handel aufhört?«

M ließ seinen Stuhl nach vorn kippen und stützte sich mit den flachen Händen auf den Schreibtisch. Heiser sagte er »Hunderttausend Pfund in beliebiger Währung - das ist das Angebot des Premier. Aber ich will Sie keiner unnötigen Gefahr aussetzen, um so weniger, als Sie für andere die Kastanien aus dem Feuer holen! Legen Sie also noch hunderttausend zu, falls Schwierigkeiten auftreten. Der Rauschgifthandel ist der größte und geschlossenste aller Verbrecherringe.« Damit ergriff M den Einlaufkorb und entnahm ihm ein Bündel Funksprüche. Ohne noch einmal aufzublicken, sagte er: »Und nehmen Sie sich in acht!«

Signor Kristatos langte nach der Menükarte. »Mr. Bond«, sagte er, »ich will nicht lange auf den Busch klopfen. Wieviel

also?«

»Fünfzigtausend Pfund bei hundertprozentigem Erfolg.« Kristatos sagte gleichgültig. »Ja - das ist viel Geld. Ich nehme Melone mit rohem Schinken und Schokoladeeis. Abends esse ich nie viel. Den Chianti hier kann ich Ihnen empfehlen, er kommt aus den eigenen Kellereien.«

Der Kellner kam, und es gab ein überaus italienisches Palaver. Bond bestellte *tagliatelle verde* mit Genueser Sauce, die Kristatos als unwahrscheinliches Gemisch aus Knoblauch, Basilikum und Tannenzapfen bezeichnete.

Nachdem der Kellner fort war, kaute Kristatos schweigend an einem Zahnstocher. Seine Miene wurde zusehends verdrossener. Unruhig überflog sein stechender Blick das Lokal. Offensichtlich überlegte er, ob er jemanden preisgeben solle oder nicht. Ermunternd sagte Bond: »Unter Umständen könnte es auch mehr sein.«

Kristatos schien sich schlüssig zu werden. »So?« sagte er, schob seinen Stuhl zurück und stand auf. »Sie entschuldigen mich. Ich muß nur rasch zur Toilette.«

Bond verspürte plötzlich Hunger und Durst. Er goß sich ein großes Glas Chianti ein, trank es halb aus, brach ein Brötchen entzwei und begann zu essen, wobei er jeden Bissen dick mit gelber Butter bestrich. Dabei fragte er sich, weshalb Weißbrot mit Butter nur in Frankreich so wunderbar schmecke. An anderes dachte er nicht. Er brauchte jetzt ja nur zu warten, und zu Kristatos hatte er Vertrauen gefaßt. Das war ein solider Kerl, dem auch die Amerikaner trauten. Wahrscheinlich führte er jetzt ein entscheidendes Telefongespräch. Voll guten Muts beobachtete Bond durchs Fenster die Vorübergehenden. Soeben radelte ein Parteiblattkolporteur vorbei. Vom Korb über der Lenkstange flatterte eine weiße Fahne mit roten Lettern: PROGRESSO - SI! - AVVENTURI? - NO! Bond mußte lächeln. Eine gute Devise - auch für seinen Auftrag!

Am anderen Ende des einfachen Raumes, an dem Tisch neben der Kasse, sagte die mollige Blondine mit dem ausdrucksvollen Mund zu dem jovialen Herrn, dem die Spaghetti aus dem Mund hingen: »Sein Lächeln hat was Grausames, aber er sieht gut aus. Das tun Spione meistens nicht. Bist du wirklich sicher, daß er einer ist?«

Der Mann ließ die durchbissenen Spaghetti auf den Teller zurückfallen, wischte sich den Mund an der tomatenfleckigen Serviette, rülpste vernehmlich und sagte: »Santos irrt sich da nie, er hat eine Nase für Spione. Deshalb laß ich Kristatos ständig durch ihn beschatten. Und wer sonst als ein Spion würde sich einen Abend lang mit diesem Schwein zusammensetzen? Aber wir können uns ja überzeugen!« Der Mann zog einen dieser billigen, blechernen Schnappfrösche hervor und ließ ihn klicken. Der Ober am Ende des Raumes fuhr herum: »*Si, Padrone?*« Der Mann winkte ihn heran und flüsterte ihm einen Auftrag ins Ohr. Der Ober nickte kurz und verschwand hinter der Tür neben der Küche, die die Aufschrift UFFICIO trug. Zug um Zug kam nun ein bis ins kleinste durchgeprobtes Verfahren in Gang, dessen Details der spaghettikauende Mann neben der Kasse so kritisch beobachtete, als wäre das Ganze eine Schachpartie.

Der Ober kam aus dem *ufficio*, eilte durch das Lokal und rief dem zweiten Kellner zu: »Einen Extratisch für vier Personen, rasch!« Der Kellner nickte. Er folgte dem Ober zu einem freien Platz neben Bonds Tisch, schnalzte mit den Fingern nach Beistand, nahm von zweien der Nachbartische je einen Stuhl und wählte als dritten mit einer stummen Verbeugung den freien Stuhl an Bonds Tisch. Den vierten Stuhl brachte der Ober selbst aus der Richtung des *ufficio* herbei. Ein Tisch wurde in die Mitte gestellt und mit vier Gedecken versehen. Plötzlich runzelte der Ober die Stirn: »Aber das ist ja ein Vierertisch! Ich habe doch *drei* gesagt - für *drei* Herren!« Er packte den Stuhl, den er selbst gebracht hatte und stellte ihn an Bonds Tisch. Dann entließ er

die Helfer mit einem Wink, und alle begaben sich wieder an ihre Arbeit.

Das alles hatte kaum eine Minute gedauert. Gleich darauf betraten drei harmlos aussehende Italiener das Restaurant. Der Ober begrüßte sie persönlich und führte sie an den vorbereiteten Tisch, womit die erste Phase des Vorgangs beendet war. Bond hatte kaum darauf geachtet. Soeben trat Kristatos wieder an seinen Tisch, die Speisen wurden aufgetragen, und beide begannen sich auf das Essen zu konzentrieren.

Während des Essens sprachen sie über Nichtigkeiten - über die italienischen Wahlaussichten, über den neuen Alfa Romeo, über italienische Schuhe im Vergleich zu den englischen. Kristatos war ein gewandter Plauderer, der sich in allem und jedem auszukennen schien, doch klangen seine Auskünfte unaufdringlich und seriös. Er sprach ein Englisch, das gelegentlich mit fremdsprachigen Brocken untermischt war, was sehr lebendig wirkte und Bond Spaß bereitete. Dieser Kristatos war wirklich mit allen Wassern gewaschen - ein nützlicher Kerl! Bond wunderte sich nicht mehr, daß der amerikanische Geheimdienst mit ihm zusammenarbeitete.

Der Kaffee kam. Kristatos steckte sich eine dünne schwarze Zigarette an und behielt sie beim Sprechen im Mund. Er legte die Hände flach vor sich auf den Tisch und fixierte das Tischtuch. Leise sagte er: »Ich mache den Handel. Bis jetzt habe ich nur mit den Amerikanern zu tun gehabt, aber was ich Ihnen jetzt sagen werde, hab ich dort noch niemandem gesagt. Dieser Apparat arbeitet nämlich nicht mit Amerika, sondern nur mit England, das ist alles genau abgegrenzt. *Capito?*«

»Natürlich. Jedem sein eigenes Gebiet - das ist in diesem Fach so üblich.«

»Genau. Aber bevor ich Ihnen jetzt meine Tips gebe, einigen wir uns als gute Kaufleute über die Bedingungen. Ja?«

»Natürlich.«

Signor Kristatos konzentrierte sich noch stärker auf das Tischtuch. »Ich verlange zehntausend U.S.-Dollar, in kleinen Scheinen, bis morgen mittag. Sobald Sie den Apparat zerstört haben, bekomme ich weitere zwanzigtausend. Er blickte Bond kurz ins Gesicht. »Ich bin nicht geldgierig - ich überfordere Sie nicht - oder?«

»Der Preis ist angemessen.«

»Bene. Zweite Bedingung. Sie sagen unter keinen Umständen, von wem Sie Ihre Informationen haben. Auch nicht, wenn Sie geschlagen werden.

»Das ist nur recht und billig.«

»Dritte Bedingung. Der Kopf des Apparats ist ein sehr böser Mensch.« Signor Kristatos blickte auf, nahm die Zigarre aus dem Mund und sagte betont: »Er muß werden *distrutto* - umgebracht.«

Bond lehnte sich zurück und blickte sein Gegenüber an, das sich jetzt wartend über den Tisch lehnte. Also so griff das ineinander! Eine Art privater Vendetta! Kristatos brauchte einen Killer, der obendrein noch dafür bezahlen durfte! Nicht schlecht! Das war wirklich ein großartiges Arrangement - mit Hilfe des Geheimdienstes seine privaten Differenzen auszutragen! Leise fragte Bond: »Warum?«

Signor Kristatos meinte gleichgültig: »Wer lang fragt, geht weit irr.«

Bond trank seinen Kaffee. Es war wie bei allen großen Verbrechersyndikaten: man sah stets nur die Spitze des Eisbergs. Aber was brauchte ihn das zu kümmern? Er hatte seinen Auftrag, und kam der Erfolg auch anderen zugute - was konnte das für M schon ausmachen? Also sagte er nur: »Versprechen kann ich das nicht, das müssen Sie verstehen. Aber wenn der Mann mich umbringen will, stirbt er.«

Signor Kristatos nahm einen Zahnstocher und begann seine Fingernägel zu reinigen. Als er mit der einen Hand fertig war,

sah er auf. »Ich spiele nicht gern auf unsicher. Diesmal tu ich es nur, weil Sie mich bezahlen, und nicht ich Sie. In Ordnung? Sie bekommen jetzt Ihren Tip - und dann arbeiten Sie allein - solo. Morgen abend fliege ich nach Karatschi, in wichtigen Geschäften. Ich kann Ihnen nur die Informationen geben, dann sind *Sie* am Leder, und« - er warf den gebrauchten Zahnstocher auf den Tisch - »*che serà, serà.*«

»In Ordnung.«

Signor Kristatos rückte seinen Stuhl näher. Er sprach leise, rasch und belegte seine Ausführungen mit Zahlen, Namen und Daten. Es gab kein Zögern und keine Weitschweifigkeiten. Was er zu sagen hatte, war kurz und inhaltsschwer. Im Land lebten zweitausend amerikanische Gangster - Italo-Amerikaner, die verurteilt und aus den Staaten ausgewiesen worden waren. Diesen Leuten ging es schlecht, sie standen auf den schwärzesten aller Polizeilisten, und niemand mochte sie anstellen. Etwa hundert der übelsten hatten ihre Mittel zusammengelegt. Kleinere Gruppen von ihnen waren nach Beirut, Istanbul, Tanger und Macao gegangen - nach den Schmuggelzentren der Welt. Eine größere Gruppe versah den Kurierdienst, und die Hauptmacher hatten über Strohmänner eine kleine pharmazeutische Fabrik in Mailand gekauft. Dorthin schmuggelten die Auslandsgruppen das Opium und dessen Derivate. Das geschah auf kleinen Mittelmeerschiffen und mit Hilfe einiger Stewards einer italienischen Charterfluglinie sowie - allwöchentlich - mit dem durchgehenden Waggon des Orientexpress, worin die Polsterung ganzer Abteile von bestochenem Reinigungspersonal in Istanbul »ausgestattet« wurde. Die Mailänder Firma - Pharmacia Colomba SA - fungierte als Rechnungszentrale und gewann aus dem Rohopium das Heroin, welches dann mit Autos verschiedener Marken an die englischen Verteiler gelangte. Bond unterbrach. »Unsere Zollbeamten sind da aber recht geschickt, ihnen entgeht so leicht kein Wagenversteck. Wie wird das Zeug durchgeschleust?«

»Immer im Ersatzreifen. Da geht Heroin für zwanzigtausend Pfund hinein.«

»Werden sie nie erwischt - beim Hereinbringen nach Mailand oder bei der Übernahme?«

»Oft genug! Aber es sind harte, gewitzte Burschen. Sie reden nie. Werden sie verurteilt, so bekommen sie für jedes Jahr Zuchthaus zehntausend Dollar. Auch für die Familien wird gesorgt. Und geht alles gut, so ist der Verdienst horrend. Es ist eine Kooperative, jeder einzelne bekommt seinen Anteil vom *brutto*. Nur der Chef erhält einen besonderen Anteil.«

»Gut. Und wer ist der Chef?«

Signor Kristatos führte die Hand an die Zigarre und sprach hinter ihr hervor. »Sie nennen ihn ›Die Taube‹, er heißt Enrico Colombo und ist Chef dieses Restaurants. Ich habe Sie hierhergebracht, damit Sie ihn sehen können. Dort, der Dicke neben der Blondine am Tisch bei der Kasse. Sie ist Wienerin und heißt Liesl Baum - eine Edelschlampe.«

Nachdenklich sagte Bond: »Ist sie das wirklich?« Er brauchte nicht erst hinzusehen, denn sie war ihm schon bei seinem Eintritt aufgefallen. Auch wußte Bond, daß sie den ganzen Abend über immer wieder zu ihm herübergewinkt hatte. Ihr Begleiter war ganz der Typ des lebenslustigen, reichen, dem Wohlleben zugetanen Mannes, den sie sich zum zeitweiligen Liebhaber genommen hatte. Innerlich hatte Bond ihm zustimmen müssen, denn er mochte freundliche, lebenslustige Leute. Und wenn schon nicht er selbst das Mädchen haben konnte, so sah er sie zumindest gern in guten Händen. Aber jetzt? Bond blickte durch den Raum. Soeben lachten die beiden über etwas. Er tätschelte ihr die Wange, stand auf, trat durch die Tür des *ufficio* und schloß sie hinter sich. Das also war der Mann, der die große Pipeline nach England dirigierte! Der Mann, der für M hunderttausend Pfund wert war! Der Mann, den Kristatos beseitigt wissen wollte. Nun, es wurde Zeit, die

Dinge in Angriff zu nehmen. Bond begann, das Mädchen unverschämt anzustarren. Als sie den Kopf hob, lächelte er ihr zu. Ihr Blick glitt über ihn hin, aber auf ihren Lippen zeigte sich ein halbes Lächeln, und als sie nach einer Zigarette griff und sie anzündete, tat sie das so, daß Bond ihr Profil und ihre Halslinie bewundern konnte. Es wurde Zeit für das Abendgeschäft nach Kinoschluß. Der Ober beaufsichtigte das frische Aufdecken der unbesetzten Tische, das mit der üblichen Geschäftigkeit vollzogen wurde. Dabei wurde auch der freie Stuhl wieder von Bonds Tisch weggenommen und an einen benachbarten Sechsertisch gestellt. Und während Bond nun seine ins einzelne gehenden Fragen an Kristatos zu richten begann - Fragen nach den Gewohnheiten Enrico Colombos, nach seiner Wohn- und seiner Firmenadresse, nach seinen sonstigen Geschäftsinteressen - bemerkte er nicht, wie der Extrastuhl von Tisch zu Tisch weiterwanderte, bis er schließlich hinter der mit *ufficio* bezeichneten Tür verschwand.

Als der Stuhl ins Büro gebracht wurde, bedeutete Enrico Colombo dem Ober, zu gehen, und schloß ab. Dann nahm er das Polster vom Sitz und legte es auf den Tisch. Er öffnete den Reißverschluß, zog ein Tonbandgerät hervor, stoppte es, ließ das Band zurücklaufen und regulierte die Lautstärke. Dann setzte er sich an seinen Schreibtisch, zündete sich eine Zigarette an und hörte das Band ab, wobei er gelegentlich nachstellte oder manche Stelle ein zweites Mal abspielte. Als schließlich Bonds metallische Stimme »Ist sie das wirklich?« gesagt hatte, blieb es still bis auf die Geräusche des Lokals. Enrico Colombo stellte ab, blieb aber sitzen und starre auf das Gerät. Seine Miene verriet scharfe Konzentration. Endlich blickte er auf und sagte leise: »So ein Schweinehund!« Langsam erhob er sich, trat zur Tür, schloß auf, warf noch einen Blick auf das Gerät, sagte nochmals »Schweinehund« und schritt dann hinaus, zurück an seinen Tisch.

Schnell und dringlich sprach er auf das Mädchen ein. Sie

nickte und sah zu Bond hinüber, der sich soeben mit Kristatos zum Aufbruch anschickte. Mit tiefer, wütender Stimme sagte sie zu Colombo: »Sie sind vielleicht ein widerlicher Kerl! Aber man hat mich ja vor Ihnen gewarnt! Nur weil Sie mir in Ihrer dreckigen Bude ein Nachtessen spendieren, glauben Sie, mir beleidigende Vorschläge machen zu können!« Sie war immer lauter geworden. Jetzt raffte sie ihre Handtasche an sich und stand auf. Damit verstellte sie Bond den Weg zum Ausgang. Enrico Colombo lief vor Wut dunkelrot an. Auch er hatte sich erhoben. »Du verdammtes, österreichisches Luder!« schrie er. »Laß mein Land aus dem Spiel, du italienische Kröte!« Sie ergriff ein halbvolles Weinglas und schleuderte es Colombo ins Gesicht. Als er sich auf sie stürzen wollte, ging sie ein paar Schritte rückwärts, bis zu Bond und Kristatos hin, welche höflich auf die Freigabe des Wegs warteten.

Keuchend wischte Colombo sich den Wein aus dem Gesicht. »Daß ich deine Visage nie wieder in meinem Lokal sehe!« schrie er, tat, als spucke er vor ihr aus, und verschwand hinter der Tür mit der Aufschrift *ufficio*.

Der Ober war herbeigeeilt. Die Gäste hatten ihre Mahlzeit unterbrochen. Bond nahm das Mädchen am Arm: »Darf ich Ihnen ein Taxi rufen?«

Sie machte sich los und sagte, immer noch wütend: »Ihr Männer seid allesamt Schweine!« Dann aber besann sie sich und fügte steif hinzu: »Es ist sehr nett von Ihnen.« Hochmütig rauschte sie aus dem Lokal, die beiden Männer im Schlepptau. Im Restaurant steckte man die Köpfe zusammen, die Bestecke begannen wieder zu klappern. Jedermann war von der Szene entzückt. Feierlich hielt der Ober die Tür offen, wobei er zu Bond sagte: »Ich bitte um Entschuldigung, Monsieur. Es ist wirklich zu liebenswürdig von Ihnen!«

Ein Taxi verlangsamte seine Fahrt, der Ober winkte es heran und machte den Wagenschlag auf.

Das Mädchen stieg ein, Bond folgte ihr und schlug die Tür zu. Durchs Fenster sagte er zu Kristatos: »Ich rufe Sie morgen früh an, ja?« Ohne die Antwort abzuwarten, ließ er sich zurückfallen. Das Mädchen hatte sich in die andere Ecke gedrückt. Bond fragte: »Wohin wollen Sie gebracht werden?«

»Hotel Ambassadori.«

Eine Zeitlang fuhren sie schweigend dahin. Dann fragte Bond: »Wollen Sie vorher noch irgendwo einen Drink nehmen?«

»Nein, vielen Dank.« Sie zögerte. »Wirklich nett von Ihnen, aber ich bin heute schon zu müde.«

»Dann vielleicht ein andermal?«

»Vielleicht - aber ich fahre morgen nach Venedig.«

»Ich auch. Wollen wir morgen gemeinsam zu Abend essen?« Lächelnd erwiderte sie: »Ich hab die Engländer immer für schüchtern gehalten. Sie sind doch Engländer, nicht? Wie heißen Sie? Was machen Sie?«

»Ja, ich bin Engländer. Ich heiße Bond, James Bond, und schreibe Bücher - Abenteuerbücher. Zur Zeit schreibe ich an einem über Schmuggel. Die Handlung spielt in Rom und Venedig. Die Sache ist aber die, daß ich zuwenig darüber weiß. So fahre ich in der Gegend herum und halte die Ohren offen. Kennen Sie vielleicht ein paar passende Geschichten?«

»Ach, deshalb haben Sie mit Kristatos gegessen! Er soll einen schlechten Ruf haben. Nein, Geschichten dieser Art kenne ich keine. Ich weiß nur, was alle wissen.«

Bond tat begeistert: »Aber das ist es ja, was ich suche! Mit Geschichten meine ich doch keine erfundenen! Eben die Art Klatsch, wie er vermutlich der Wahrheit am nächsten kommt. Das kann für einen Schriftsteller so wertvoll wie Brillanten sein!«

Sie lachte. »Meinen Sie das im Ernst?«

Bond sagte: »Nun, *soviel* verdien ich als Autor wieder nicht,

aber ich habe schon eine Film-Option auf diese Geschichte, und wenn sie authentisch genug wird, geht sicher alles glatt!« Er griff nach ihrer Hand. »Jawohl, Brillanten! Ein Brillanten-Clip von Van Cleef - würde Sie das nicht reizen?«

Sie entzog ihm ihre Hand, denn sie fuhren schon am Ambassadori vor. Nachdem sie ihre Handtasche an sich genommen hatte, wandte sie sich Bond zu. Der Türsteher öffnete schon den Schlag, aber das Mädchen sah Bond ernsthaft prüfend in die Augen und sagte: »Alle Männer sind Schweine, wenn auch nicht im gleichen Grad. Also gut - ich werde Sie treffen. Aber nicht zum Nachtessen. Was ich Ihnen zu erzählen habe, sagt sich nicht gut in der Öffentlichkeit. Ich bade aber jeden Nachmittag am Lido, nicht am Modestrand, sondern draußen in den Bagni Alberoni, wo Byron seinerzeit zu reiten pflegte. Das ist an der Spitze der Halbinsel, mit dem Vaporetto zu erreichen. Sie finden mich dort übermorgen, nachmittags um drei. Ich hol mir die letzte Sonnenbräune vor dem Winter. Wenn Sie in den Sanddünen einen hellgelben Sonnenschirm sehen - das bin ich.« Sie lächelte. »Aber erst anklopfen und nach Fräulein Liesl Baum fragen!« Sie stieg aus, Bond folgte ihr. Sie reichte ihm die Hand. »Und nochmals Dank für Ihre Hilfe! Gute Nacht!«

Bond sagte: »Also dann auf übermorgen! Ich werde kommen! Gute Nacht!«

Sie wandte sich ab und stieg die geschwungene Treppe zum Hotel hinauf. Bond sah ihr gedankenvoll nach, drehte sich um, stieg wieder in das Taxi und sagte: »Zum Nazionale.« Dann lehnte er sich zurück und beobachtete das vorübersausende Band der Neonlichter. Alles, einschließlich des Taxis, ging fast zu schnell, als daß man sich hätte ruhig fühlen können. Aber beim Taxi ließ sich das ändern. Also beugte Bond sich zum Chauffeur und gebot ihm, langsamer zu fahren.

Der beste Zug von Rom nach Venedig ist der jeden Mittag abgehende Laguna-Expreß. Bond erwischte ihn nach einem

Vormittag voll schwieriger Gespräche mit der Londoner Zentrale gerade noch mit knapper Not. Sein Platz war neben dem Durchgang über einer Achse des hinteren Aluminiumwaggons, aber selbst wenn alle sieben Himmel draußen an den Fenstern vorbeigeflogen wären, Bond hätte kein Auge für sie gehabt. Er las in seinem ratternd geschüttelten Buch, verschüttete Chianti über das Tischtuch, bewegte immer wieder die langen, schmerzenden Beine und verfluchte dazu die *Ferrovie Italiane dello Stato* samt ihren zu niedrigen Sitzen.

Aber schließlich kam Mestre und damit der pfeilgerade Schienenfinger nach Venedig hinein! Und danach folgte der unvermeidliche Schock, den die Begegnung mit Venedigs Schönheit jedesmal auslöst, und dann die sanft schaukelnde Fahrt über den Canale Grande, mitten hinein in einen blutroten Sonnenuntergang und in das - angeblich - so unvergleichliche Vergnügen des besten Doppelzimmers im ersten Stock des Gritti Palace. An diesem Abend streute James Bond die Tausendlirescheine nur so um sich: zuerst in Vallombrosa in Harry's Bar, dann bei Florian und schließlich im ersten Stock des wunderbaren Quadri, um jedem, den es interessieren mochte, zu zeigen, daß er wirklich der Erfolgsschriftsteller war, der sich ein solches Leben leisten konnte. Dann, in jener eigentümlichen Beschwingtheit, wie sie am ersten Abend keinen Venedigbesucher verschont, so ernst und würdig seine Absichten auch sein mögen, begab James Bond sich ins Gritti zurück und schlief acht Stunden lang traumlos. Den Morgen brachte Bond damit zu, durch die Seitengassen zu schlendern, in der Hoffnung, dabei einen Beschatter zu entdecken. Sogar zwei Kirchen besuchte er auf diese Weise - aber niemand betrat den Haupteingang, noch ehe er den Raum durch den Seitenausgang verlassen hatte. Niemand folgte ihm. Also begab er sich zu Florian, nahm dort einen Americano und hörte zwei französischen Kultursnobs zu, wie sie sich über die mangelnde Harmonie der Markusplatz-Fassaden unterhielten. Einer

plötzlichen Laune folgend, erstand er eine Ansichtskarte, adressierte sie an seine Sekretärin, die einmal mit den Gregorianern in Italien gewesen war und nie versäumte, das Bond gegenüber zu erwähnen, und schrieb: »Venedig ist wunderbar. War bis jetzt am Bahnhof und in der Börse. Ästhetisch überaus befriedigend. Heute nachmittag zu den Städtischen Wasserwerken und dann zu einem alten Brigitte-Bardot-Film im Scala. Kennen Sie dieses herrliche Lied ›O Sole Mio‹? S. romantisch w. alles hier. JB.«

Zufrieden mit seinem Einfall aß Bond zeitig zu Mittag und ging dann zurück in sein Hotel. Er schloß die Zimmertür ab, zog den Rock aus und kontrollierte seine Walther PPK. Dann sicherte er sie wieder, übte ein paarmal das schnelle Ziehen und steckte die Pistole wieder in den Halfter. Es war jetzt Zeit zu gehen. Er begab sich also zur Landungsbrücke und nahm den zwölf-vierziger Vaporetto nach Alberoni, das außer Sicht jenseits der spiegelnden Lagune lag. Auf einem der Bugplätze sitzend, fragte er sich gespannt, was der Nachmittag ihm wohl bringen würde.

Von der Mole in Alberoni, auf der Venedig zugekehrten Seite der Lidohalbinsel, sind es achthundert staubige Meter über die Landenge zu den Bagni Alberoni an der Adria. Eine merkwürdig verlassene Welt ist diese Spitze der berühmten Halbinsel. Zwei Kilometer weiter oben lösen sich die Luxusbesitze in verstreute Villen mit brüchigem Stuck auf, in bankrote Bauprojekte, und es gibt nichts hier als das Fischerdörfchen Alberoni, ein Sanatorium für Studenten, eine verlassene Versuchsstation der italienischen Marine und einige dicht überwucherte Geschützstellungen aus dem letzten Krieg. Im Niemandsland dieser schmalen Landzunge liegt der Lido-Golfplatz, dessen braunwellige Wege sich um die Ruinen einstiger Befestigungen winden. Es kommen nicht viele Leute nach Venedig, um Golf zu spielen. Aber der Platz ist von hohen Drahtgittern umgeben, die in Abständen, als läge etwas

besonders Wert- oder Geheimnisvolles dahinter, drohende *Vietatos* und *Proibitos* tragen. Die Sandhügel und das Gestrüpp rund um diese umzäunte Enklave sind noch nicht einmal von Minen geräumt, und so drohen zwischen verrostetem Stacheldraht die auf Holztafeln schablonierten Totenköpfe über den gekreuzten Knochen: MINE, PERICOLO DI MORTE! Die seltsame Melancholie dieser verlassenen Gegend steht in bedrückendem Kontrast zu der hektischen Karnevalswelt Venedigs, keine Stunde jenseits der Lagune.

Die achthundert Meter quer über die Halbinsel bis zum Strand hatten Bond zum Schwitzen gebracht. Unter den letzten Akazien des staubigen Wegs hielt er an, um sich abzukühlen und zu orientieren. Vor ihm, über windschiefem Holzportal, verkündete eine blaßblaue Aufschrift BAGNI ALBERONI, und dahinter standen reihenweise ebenso verfallene Holzkabinen. Von ihnen erstreckte sich ein hundert Meter breiter Sandstrand bis zum ruhigblauen Spiegel der See. Badegäste waren keine zu sehen, das Bad schien geschlossen zu sein. Als Bond aber den Torbogen durchschritten hatte, vernahm er neapolitanische Weisen aus einem Radio, das in der baufälligen Hütte mit den Coca-Cola- und sonstigen Getränkereklamen stehen mußte. Liegestühle lehnten an den Wänden, und auch zwei Pédalos sowie ein halbaumgeblasenes Kinderseepferd waren da. Das Ganze wirkte so vernachlässigt, daß ein Badebetrieb während der Hochsaison unvorstellbar schien. Bond trat von dem schmalen Laufbrett in den weichen, heißen Sand und ging hinter den Hütten über den Strand zum Ufer hinunter. Nach links dehnte sich der leere Sandstrand in leichtem Bogen gegen den Lido hin, verschwand aber bald im Dunst des heißen Herbsttages. Zur Rechten lagen achthundert Meter Strand, die in eine Hafenmauer an der Spitze der Halbinsel ausliefen. Die Mauer zeigte fingergleich in den schweigenden Spiegel der See hinaus und trug in Abständen die kleinen Derricks der Octopusfischer. Landeinwärts lagen die Sandhügel mit einem

Teil der Golfplatz einfriedung, und an den Hügelausläufern, vielleicht fünfhundert Meter weiter vorn, schimmerte ein hellgelber Fleck. Längs der Wasserlinie steuerte Bond darauf zu.  
»Ähemm.«

Die Hände zuckten nach dem Bikinioberteil und zogen es hinauf.

Nun erst trat Bond in den Gesichtskreis des Mädchens. Nur ihr Kopf lag im Schirmschatten, der sonnenbraune Körper in schwarzem Bikini auf dem schwarzweiß gestreiften Badetuch war der Sonne ausgesetzt.

Durch halbgeschlossene Lider blickte sie zu ihm auf. »Sie sind um fünf Minuten zu früh dran. Außerdem hätten Sie klopfen sollen.«

Bond ließ sich neben ihr im Schatten des großen Sonnenschirms nieder, zog sein Taschentuch hervor und trocknete sich das Gesicht. »Zufällig besitzen Sie die einzige Palme in dieser Wüste, und ich hab mich beeilt, so rasch wie möglich in ihren Schatten zu kommen. Ein höllischer Platz für ein Rendezvous!« Sie lachte. »Ich mach's der Greta Garbo nach - immer allein.«

»Sind wir das?«

Sie öffnete die Augen. »Warum nicht? Glauben Sie, ich brauche eine Anstandsdame?«

»Da aber doch alle Männer Schweine sind...«

»Sie sind nur ein Gentlemanschwein«, lachte sie. »Ein Lordschwein, wenn Sie wollen! Außerdem ist es dafür viel zu heiß und zu sandig, und wir haben ja nur eine geschäftliche Verabredung, nicht? Ich erzähl Ihnen was über Rauschgiftschmuggel, und Sie geben mir dafür einen Brillanten-Clip. Von Van Cleef! Oder haben Sie sich's anders überlegt?«

»Nein, nein, es bleibt schon dabei! Aber womit fangen wir an?«

»Sie fragen einfach drauflos. Was wollen Sie also wissen?«

Sie setzte sich auf und zog die Knie zwischen ihre Arme. Ihr Blick hatte jetzt nichts Flirtendes mehr, sondern war wach, ja sogar ein wenig argwöhnisch geworden. Bond merkte das. Er sah sie an und sagte so nebenbei: »Wie ich höre, soll Ihr Freund Colombo ein großer Mann in dieser Branche sein. Erzählen Sie mir von ihm. Er würde in meinem Buch eine gute Figur abgeben - unter falschem Namen natürlich. Mir ist es ja nur um die Details zu tun - wie er arbeitet und so weiter. So etwas läßt sich nicht erfinden.«

Ihr Blick verschleierte sich. »Enrico wäre sehr böse, wenn er von unserem Gespräch wüßte«, sagte sie. »Ich weiß nicht, was er mir antäte.«

»Er wird es nie erfahren.«

Sie sah ihn ernst an. »Mein lieber Mr. Bond, es gibt sehr wenig, was Enrico nicht erfährt! Und er ist gewiß imstande, auf eine bloße Vermutung hin zu handeln. Es würde mich gar nicht wundern« - sie blickte verstohlen auf die Uhr -, »wenn er mich hierher hätte verfolgen lassen. Er ist sehr mißtrauisch.« Sie wirkte plötzlich nervös und legte die Hand auf Bonds Ärmel. Eindringlich sagte sie: »Ich glaube, Sie sollten lieber gehen. Es war ein großer Fehler von mir!«

Auch Bond blickte nun auf die Uhr. Drei Uhr dreißig. Er beugte sich vor und spähte am Schirmrand vorbei den Strand hinunter. Ganz unten an den Badehütten, deren Konturen im Sonnendunst flimmerten, kamen drei dunkelgekleidete Männer den Strand herauf. Sie gingen im Gleichschritt, zielbewußt. Bond stand auf. Er sah auf den abgewandten Kopf des Mädchens hinunter und sagte trocken: »Ich bin im Bild. Bestellen Sie Colombo von mir, daß ich von jetzt an seine Lebensgeschichte schreibe. Und daß ich ein sehr hartnäckiger Schreiber bin. Auf später!« Damit begann er, den Strand in Richtung der Halbinselspitze hinaufzulaufen. Von dort aus

konnte er über den anderen Strand in den sicheren Dorfbereich entkommen. Die drei Männer fielen in schnellen Trab, Ellbogen und Beine arbeiteten gleichmäßig wie beim Langstreckentraining. Als sie an dem Mädchen vorbeikamen, hob einer die Hand. Das Mädchen erwiderte die Geste, legte sich wieder hin und wälzte sich herum, vielleicht, um jetzt den Rücken zu bräunen, vielleicht auch, um die Menschenjagd nicht mitansehen zu müssen. Im Laufen nahm Bond seine Krawatte ab und stopfte sie in die Tasche. Schon war er schweißgebadet, aber den drei Verfolgern ging es nicht anders. Das Ganze war jetzt nur eine Frage der Kondition. Am Ende der Halbinsel angelangt, erkletterte Bond den Damm und sah zurück. Seine Verfolger hatten kaum an Terrain gewonnen, aber zwei von ihnen liefen jetzt zur Golfplatzumzäunung hinauf, um Bond den Weg abzuschneiden. Die Minenwarnungstafeln schienen sie nicht zu schrecken. So rasch er konnte, rannte Bond den Damm entlang, wobei er die Winkel und Abstände schätzte. Es würde ein sehr knappes Rennen sein!

Das Hemd klebte ihm klitschnaß am Körper, und die Beine begannen zu schmerzen. Nun war er schon fast zwei Kilometer gelaufen! Wie weit hatte er noch, um in Sicherheit zu kommen? Längs des Damms waren in gleichmäßigen Abständen die Sockel altertümlicher Kanonen in den Beton eingelassen. Sie dienten zum Vertäuen der Fischerboote, die vor dem Auslaufen hier im Schutz der Lagune lagen. Bond zählte die Schritte: der Abstand betrug je fünfzig Meter! Und wie viele solcher schwarzen Knöpfe waren es noch bis zum Ende des Damms - bis zu den ersten Dorfhäusern? Bond zählte bis dreißig, dann verlor sich die Reihe im Nachmittagsdunst. Also wahrscheinlich noch zwei weitere Kilometer! Würde er durchhalten können, würde er rasch genug sein, um die beiden seitlichen Läufer abzuhängen? Schon meldeten sich Atembeschwerden! Auch die Jacke war nun durchgeschwitzt, und der Hosenstoff begann die Beine wundzuscheuern. Der einzelne Verfolger war noch

dreihundert Meter hinter ihm, aber die beiden anderen zwischen den Sanddünen kamen immer näher! Zur Linken aber fiel die Mauer sechs Meter tief in die Adria ab.

Bond wollte eben in Schritt fallen, um genug Luft zu haben, wenn es zur Schießerei kam, als fast gleichzeitig zwei Dinge geschahen: vorne tauchte aus dem Dunst eine Gruppe Speerfischer auf - etwa ein Halbdutzend Männer, einige davon im Wasser -, und unmittelbar darauf kam aus den Dünen der dumpfe Knall einer Explosion. Erde, Buschwerk und menschliche Teile wurden hochgeschleudert, und ein leichter Luftstoß wehte herüber. Bond zügelte seinen Schritt. Der zweite Mann in den Dünen stand wie angewurzelt. Plötzlich warf er sich zu Boden und legte die Arme schützend um den Kopf. Bond wußte Bescheid: der Mann würde sich nicht mehr vom Fleck rühren, bis man ihn von dort wegtrug. Er faßte frischen Mut. Bis zu den Fischern waren es nur mehr zweihundert Meter! Schon bildeten sie eine Gruppe und blickten ihm entgegen. Bond kratzte sein spärliches Italienisch zusammen und übte die Aussprache: »*Mi Ingles. Prego, dove i carabinieri!*« Er blickte über die Schulter zurück: merkwürdig, der Mann verfolgte ihn noch immer! Er war jetzt bis auf hundert Meter heran und hielt einen Revolver in der Hand. Die Fischer vorn waren quer über Bonds Weg ausgeschwärmt und hielten ihre Harpunengewehre bereit. In ihrer Mitte stand ein massiger Kerl mit kleinem, rotem Badeslip unter dem mächtigen Bauch. Er hatte seine grüne Maske nach hinten geschoben und erinnerte, wie er so in seinen blauen Schwimmflossen und mit eingestemmten Armen dastand, an eine ungeheure Kröte. Aber Bonds Lachlust erstarb. Automatisch griff seine verschwitzte Hand nach der Pistole unter der Jacke und zog sie hervor: der Mann inmitten der Harpunengewehre war Enrico Colombo! Ruhig sah er Bond entgegen, bis dieser auf zwanzig Meter heran war. Dann sagte er gelassen: »Stecken Sie Ihr Spielzeug weg, Mr. Bond vom Geheimdienst! Das hier sind CO<sub>2</sub>-Harpunen-gewehre. Und

bleiben Sie stehen, wo Sie sind, sonst machen wir ein Ebenbild von Mantegnas heiligem Sebastian aus Ihnen!« Er wandte sich, weiterhin englisch sprechend, an seinen linken Nachbarn: »Wie weit war der Albaner vorige Woche?«

»Zwanzig Meter, Padrone. Und die Harpune ist glatt durch ihn hindurchgegangen. Dabei war er doppelt so dick wie der da!« Bond blieb neben einem der eisernen Belegpoller stehen, setzte sich darauf, legte die Pistole aufs Knie und zielte auf Colombos großen Bauch. »Auch *fünf* Harpunen werden meine Kugel nicht aufhalten können, Colombo!« sagte er drohend. Colombo nickte lächelnd, und der Mann, der unhörbar von hinten herangekommen war, schlug Bond mit dem Griff seiner Luger über den Schädel.

Wenn man eins über den Schädel gekriegt hat, so stellt sich beim Erwachen Brechreiz ein. Trotzdem nahm Bond zwei Dinge wahr: er befand sich auf offener See, und jemand wischte ihm mit einem feuchten Tuch die Stirn ab, wobei er aufmunternd in gebrochenem Englisch sagte: »Is okay, amigo. Mach dir nix draus!« Erschöpft fiel Bond in seine Koje zurück. Ein Matrose in schmutziger Arbeitskleidung - war es einer der Speerfischer? - beugte sich über ihn und lächelte. »Is schon besser, ja? Subito okay.« Er rieb sich mitfühlend den Nacken. »Tut bißchen weh, nicht? Gibt aber nur blauen Fleck - Freundin wird nix sehen!« Bond lächelte schwach und nickte. Das schmerzte ihn, und er preßte die Lider zusammen. Als er sie wieder öffnete, schüttelte der Mann mißbilligend den Kopf und hielt ihm die Armbanduhr unter die Nase: es war sieben Uhr. Dann zeigte er mit dem kleinen Finger auf den Neuner. »*Mangiare con Padrone. Si?*«

»*Si*«, bestätigte Bond.

Der Mann machte die Geste des Schlafens. »*Dormire!*« Wieder sagte Bond »*si*«, und der Matrose ging, ohne die Kabinetür abzuschließen.

Noch benommen erhob sich Bond von der Koje, ging zum

Waschbecken und begann sich zu waschen. Auf der Kommode lagen alle seine Habseligkeiten säuberlich beieinander - bis auf die Pistole.

Bond steckte die Sachen zu sich, setzte sich auf den Kojenrand, rauchte und dachte nach. Aber er kam zu keinem Ergebnis. Offenbar wurde er auf einem Schiff entführt, aber das Verhalten des Matrosen verhieß nichts Böses, obwohl bei seiner umständlichen Gefangennahme einer von Colombos Leuten hatte dran glauben müssen - allerdings durch eigene Schuld. War diese zahme Behandlung vielleicht das Vorspiel zu einem Abkommensversuch mit ihm? Welcher Art mochte er wohl sein? Der Matrose holte Bond um neun Uhr, führte ihn durch einen kurzen Gang in eine kleine, unordentliche Messe und überließ ihn sich selbst. Die Mitte des Raums nahm ein Tisch mit zwei Stühlen ein, neben dem Tisch stand ein mit Speisen und Getränken beladener Servierboy. Bond probierte an der Deckluke, fand sie aber verschlossen. Er öffnete eines der Bullaugen und spähte hinaus. Es war gerade hell genug, um zu erkennen, daß er sich auf einem größeren Fischkutter befand. Sie fuhren mit Dieselantrieb, überdies waren die Segel gesetzt. Bond schätzte, daß sie sechs oder sieben Knoten Fahrt machten. Am dunklen Horizont schimmerten kleine gelbe Lichtpunkte, also fuhren sie die Adriaküste entlang.

Der Lukenriegel wurde zurückgeschoben. Bond zog den Kopf ein. Colombo kam die Treppe herunter. Er war in Trainingsbluse, Arbeitshosen, abgetragenen Sandalen und trug eine boshaft belustigte Miene zur Schau. Nachdem er sich gesetzt hatte, wies er auf den freien Stuhl: »Kommen Sie, mein Lieber, wir wollen essen und trinken und die Sache miteinander durchsprechen! Schluß mit den Dummenjungenstreichern, ja? Nehmen Sie Gin, Whisky oder Champagner? Das hier ist die beste Bologneser Salami! Die Oliven sind von meinem eigenen Besitz. Da sind Brot, Butter, Provolone - das ist Räucherkäse - und hier frische Feigen! Ein ländliches Essen, aber gut! Greifen

Sie zu, das viele Laufen muß Ihnen Appetit gemacht haben!«

Colombos Lachen wirkte ansteckend. Bond goß sich einen steifen Whisky-Soda ein, setzte sich und sagte: »Wozu haben Sie sich so viel Umstände gemacht? Das Ganze wäre viel einfacher gegangen! Jetzt haben Sie einen Haufen Scherereien auf dem Hals. Aber ich hab meinem Chef ja gesagt, daß so was Ähnliches passieren würde - die Sache mit dem Mädchen in Ihrem Restaurant war einfach zu kindisch! Ich sagte ihm, daß ich entschlossen sei, in die Falle zu marschieren, um klarzusehen. Falls ich bis morgen mittag nicht draußen bin, kommt die Interpol samt der italienischen Polizei über Sie wie eine Ladung Ziegel!«

Colombo machte erstaunte Augen: »Wenn Sie ohnehin in die Falle gehen wollten, warum sind Sie dann davongelaufen? Ich hatte meine Leute ja nur geschickt, um Sie aufs Schiff holen zu lassen! So aber hab ich einen guten Mann verloren, und auch Ihr Schädel hätte dabei draufgehen können. Ich versteh das nicht!«

»Die drei Kerle haben mir nicht gefallen. Mörder erkenne ich nämlich auf den ersten Blick. Das Mädchen allein hätte genügt, die Männer waren überflüssig.«

Colombo schüttelte den Kopf. »Liesl sollte Ihnen nur auf den Zahn fühlen, sonst nichts. Sie ist jetzt sicher genauso böse auf mich wie Sie! Wie hart doch das Leben ist! Da will man mit allen gut auskommen, und jetzt hab ich mir an einem einzigen Nachmittag gleich *zwei* Feinde gemacht! Wirklich zu dumm!« Colombo sah tatsächlich betrübt aus. Er schnitt sich eine dicke Scheibe von der Salami, riß die Haut mit den Zähnen ab und begann zu kauen. Noch mit vollem Mund nahm er ein Glas Champagner und spülte die Salami hinunter. Mit vorwurfsvollem Kopfschütteln sagte er: »Es ist immer dasselbe - wenn ich mich ärgere, muß ich essen! Esse ich aber, so kann ich es nicht verdauen, weil ich mich ärgere! Und Sie *haben* mich jetzt geärgert! Was heißt hier, wir hätten einander in Ruhe treffen und die Sache besprechen können?« Er breitete in

hilfloser Geste die Arme aus. »Wie hätte ich das wissen sollen? Jetzt schieben Sie *mir* die ganze Schuld an Marios Tod in die Schuhe! Hab *ich* ihm vielleicht befohlen, die Abkürzung zu nehmen?« Er schlug auf den Tisch und schrie auf Bond ein: »Immer soll *ich* an allem schuld sein! *Sie* sind schuld, nur Sie! Sie haben mich umbringen wollen! Und wie soll man sich denn in aller Ruhe mit seinem eigenen Mörder zusammensetzen, wollen Sie mir das nicht sagen, he?« Wütend stopfte sich Colombo ein großes Stück Brot in den Mund. »Was reden Sie da?«

Colombo warf den Brotest auf den Tisch und stand auf. Ohne Bond aus den Augen zu lassen, ging er zur Kommode, zog die oberste Lade heraus und entnahm ihr ein Tonbandgerät. Immer noch blickte er anklagend auf Bond, brachte den Apparat herüber, setzte sich und drückte auf den Schalter. Als Bond die Stimme hörte, griff er nach seinem Whiskyglas und starrte hinein. »Genau«, sagte die Stimme. »Aber bevor ich Ihnen jetzt meine Tips gebe, einigen wir uns als gute Kaufleute über die Bedingungen. Ja?« Und weiter sprach die Stimme. »Ich verlange zehntausend Dollar... Sie sagen unter keinen Umständen, von wem Sie Ihre Informationen haben. Auch nicht, wenn Sie geschlagen werden. Der Kopf des Apparates ist ein sehr böser Mensch. Er muß werden *distrutto* - umgebracht.« Bond wartete auf seine eigene Stimme. Was hatte er geantwortet? Er wußte nur mehr, daß er längere Zeit über diese letzte Bedingung nachgedacht hatte. Jetzt kam es: »Versprechen kann ich das nicht, das müssen Sie verstehen. Aber wenn der Mann mich umbringen will, stirbt er.«

Colombo stellte das Gerät ab, und Bond stürzte seinen Whisky hinunter. Jetzt konnte er seinem Gegenüber wieder in die Augen schauen. Er sagte: »Das stempelt mich nicht zum Mörder.« Bekümmert sah Colombo ihn an. »In meinen Augen schon. Ich kenne die Engländer - habe im Krieg für sie gearbeitet. In der Résistance. Ich habe die King's Medal.« Er

griff in die Tasche und warf die silberne Befreiungsmedaille mit dem rot-weiß-blau gestreiften Band auf den Tisch. »Da!«

Bond hielt Colombos Blick hartnäckig stand und sagte: »Und der Rest auf dem Tonband? Sie haben schon lange aufgehört, für die Engländer zu arbeiten. Jetzt arbeiten Sie *gegen* England - für Geld!«

Colombo brummte. Er klopfte mit dem Knöchel gegen den Apparat und sagte dann ruhig: »Ich hab alles gehört. Lauter Lügen.« Er hieb mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser klirrten: »Lügen, nichts als Lügen, kein wahres Wort!« Er sprang auf und warf dabei den Stuhl um. Langsam hob er ihn auf, griff nach der Whiskyflasche und goß Bond vier Finger breit ein. Dann setzte er sich und stellte die Champagnerflasche vor sich hin. Er hatte sich wieder gefaßt und sagte ruhig: »Nein, nicht alles ist erlogen, was der Schweinehund Ihnen erzählt hat. Deshalb wollt ich auch nicht mit Ihnen streiten, Sie hätten mir ja doch nicht geglaubt und nur die Polizei hereingezogen. Ich will Ihnen lieber die Wahrheit *zeigen*, man hat Sie ja um ihretwillen nach Italien geschickt! In wenigen Stunden, schon bei Tagesanbruch, wird Ihre Mission beendet sein.« Colombo schnalzte mit den Fingern. »Presto - einfach so.«

»Inwiefern hat Kristatos nicht gelogen?«

Colombo blickte Bond an, überlegte und sagte dann: »Mein Bester, es stimmt, daß ich ein Schmuggler bin. Wahrscheinlich sogar der erfolgreichste im Mittelmeer. Die Hälfte aller amerikanischen Zigaretten hier geht durch meine Hände - über Tanger. Gold? Ich bin der einzige Lieferant des schwarzen Valutamarkts. Diamanten? Ich habe über Beirut direkte Verbindungen nach Sierra Leone und Südafrika. Früher, als Medikamente noch rar waren, hab ich auch mit Aureomycin, Penicillin und dergleichen gehandelt - durch Bestechung in amerikanischen Feldlazaretten. Und so gibt es noch vieles - bis zu hübschen syrischen oder persischen Mädchen für die Etablissements in Neapel. Auch entsprungene Sträflinge hab ich

schon hinausgeschmuggelt. Aber« - Colombos Faust krachte auf den Tisch - »Rauschgift, Heroin, Opium, Haschisch - nein! *Nie!* Damit will ich nichts zu tun haben!« Colombo hielt die rechte Hand zum Schwur hoch. »Mein Freund, das schwör ich beim Leben meiner Mutter« Colombo schien die Wahrheit zu sagen. Bond empfand etwas wie Sympathie für diesen habgierigen Piraten, den Kristatos auf seine Abschußliste gesetzt hatte.

Er fragte: »Aber warum hat Kristatos es dann auf Sie abgesehen? Was verspricht er sich davon?«

Langsam schwenkte Colombo seinen Finger hin und her. »Mein Freund«, sagte er, »Kristatos ist eben Kristatos! Er spielt das größte Doppelspiel, das man sich nur denken kann. Um dabei aber nicht den Schutz des amerikanischen Geheimdienstes und seiner Rauschgiftabteilung zu verlieren, muß er ihnen von Zeit zu Zeit ein Opfer ausliefern - irgendeine kleine Randfigur aus dem großen Geschäft. Aber bei diesem riesigen Englandschmuggel muß das Opfer schon größer sein. So hat er mich gewählt. Und es ist ja auch wahr, Ihre Nachforschungen hätten meine Operationen aufgedeckt, aber jede Spur zu mir hätte Sie weiter von der Wahrheit weggeführt. Am Ende wäre ich ins Gefängnis gegangen, und der Fuchs, hinter dem Sie her sind, hätte sich eins gelacht!«

»Warum will Kristatos Sie aus dem Weg haben?«

Colombo zwinkerte schlau. »Weil ich zuviel von ihm weiß! Im Schmuggelgeschäft stößt man gelegentlich auf die Geheimnisse der Konkurrenz. Vor kurzem hatte unser Schiff ein Rückzugsgefecht mit einem kleinen albanischen Kanonenboot zu bestehen. Ein Glückstreffer steckte ihren Treibstoff in Brand - wir fischten nur einen Überlebenden auf. Ich erfuhr eine ganze Menge von ihm, war aber dumm genug, ihn nördlich von Tirana an Land zu setzen. Seither habe ich dieses Schwein Kristatos auf den Fersen. Glücklicherweise« - Colombo grinste verschlagen - »erhielt ich eine Information, von der er nichts weiß. Und auf Grund dieser Information gibt es morgen bei Sonnenaufgang ein

Rendezvous - in Santa Maria, dem kleinen Fischerdorf nördlich von Ancona. Und dort werden wir weitersehen!«

»Was verlangen Sie von mir?« fragte Bond langsam. »Sie sagten doch, meine Mission werde morgen früh beendet sein. Wieviel also?«

Colombo schüttelte den Kopf. »Nichts«, sagte er gleichmütig. »Nichts, denn wir ziehen zufällig am selben Strick. Sie sollen mir lediglich versprechen, daß alles, was ich Ihnen heute erzählt habe, unter uns bleibt - allenfalls noch Ihren Chef eingeschlossen. Aber in Italien darf nichts davon verlauten. Einverstanden?«

»Einverstanden.«

Colombo stand auf, ging zur Kommode, nahm Bonds Pistole heraus und reichte sie ihm. »In diesem Fall, mein Freund, nehmen Sie das lieber an sich. Sie werden es brauchen können! Und jetzt legen Sie sich am besten aufs Ohr. Um fünf Uhr früh gibt's Kaffee mit Rum für alle.«

Er streckte Bond die Hand hin. Unversehens waren sie Freunde geworden, Bond spürte es. Verlegen sagte er: »In Ordnung, Colombo«, verließ die Messe und suchte seine Kabine auf.

Die *Colombina* hatte zwölf Mann Besatzung, lauter junge, verwegene aussehende Burschen. Sie unterhielten sich halblaut, als Colombo in der Messe die Schalen mit dem heißen Rumkaffee austeilte. Eine Sturmlaterne spendete dazu spärliche Helle, denn das Schiff fuhr ohne Lichter. Bond lächelte innerlich über diese Schatzinsel-Atmosphäre. Von Mann zu Mann gehend, kontrollierte Colombo die Waffen. Alle trugen sie Lugers im Hosenbund unter der Strickjacke und Klappmesser in der Tasche. Bond fand Gefallen an dieser Art Leben. Es war abenteuerlich, aufregend und voll Risiko. Ein Verbrecherleben, zugegeben, ein dauernder Kampf gegen Währungsgesetze, staatliches Tabakmonopol, Zollbehörde, Polizei - aber mit einem

Hauch jungenhafter Gaunerei, der das Verbrecherische nicht mehr so schwarz erscheinen ließ.

Colombo blickte auf die Uhr und schickte die Leute auf ihre Posten. Dann löschte er die Laterne, und Bond folgte ihm in dem austernfarbenen Dämmerlicht hinauf auf die Brücke. Das Schiff fuhr jetzt mit verringelter Geschwindigkeit nahe unter der schwarzen, felsigen Küste. Colombo zeigte nach vorn. »Gleich hinter dieser Landspitze liegt der Hafen. Man hat uns noch nicht bemerkt. An der Hafenmole werden wir ein Schiff unserer Größe beim Löschen einer Ladung Rotationspapier antreffen. Hinter der Landspitze gehen wir mit voller Fahrt längsseits und entern. Wir müssen auf bewaffneten Widerstand und Verluste gefaßt sein. Hoffentlich schießen sie nicht, dann brauchen wir's auch nicht zu tun. Aber es ist ein albanisches Schiff mit einer Mannschaft albanischer Rabauken. Falls geschossen wird, dann müssen Sie wohl mit uns schießen. Es sind Feinde Ihres wie meines Landes. Und wer fällt, der fällt. Okay?«

»Das ist klar.«

Noch in Bonds Worte hinein klingelte der Maschinentelegraf, und das Deck begann unter den Füßen sachte zu zittern. Mit zehn Knoten Fahrt umrundete das kleine Schiff die Landspitze und fuhr in den Hafen ein.

Es war, wie Colombo gesagt hatte. Längs des steinernen Kais lag mit schlaffen Segeln ein Schiff, von dessen Heck eine hölzerne Laderampe zur dunklen Öffnung eines ramponierten Wellblechschuppens hinunterführte. Von drinnen schimmerte trübes elektrisches Licht. Das Schiff führte eine Deckladung Rotationspapier. Die großen Rollen wurden auf die Rampe gewuchtet und kollerten dann von selbst in den Lagerschuppen hinunter. Zu sehen waren etwa zwanzig Personen. Nur Überraschung konnte diese zahlennäßige Überlegenheit wettmachen, aber noch war Colombos Schiff fünfzig Meter von dem anderen entfernt. Einige Leute drüben hatten ihre Arbeit unterbrochen und blickten herüber. Jetzt rannte einer ins

Lagerhaus, doch schon rief Colombo einen scharfen Befehl, die Maschine setzte aus und fiel in Rückwärtsgang, ein großer Scheinwerfer auf der Brücke flammte auf und übergoß die Szenerie mit blendendem Licht, während mit dem ersten harten Anprall die Enterhaken über die gegnerische Reling fielen. Unter Colombos Führung schwangen seine Leute sich hinüber.

Bond verfolgte seinen eigenen Plan. Sobald er drüben war, rannte er quer über das Deck, schwang sich über die landseitige Reling und sprang. Der Kai lag zwar vier Meter tiefer, aber Bond kam katzengleich auf alle viere. Er verharrete so, um den nächsten Schritt zu überlegen. Oben schossen sie bereits. Einer der ersten Schüsse hatte dem Scheinwerfer gegolten, so daß jetzt nur das graue Dämmerlicht herrschte. Einer der Albaner schlug vor Bond auf den Steinen auf und blieb reglos liegen, aber gleichzeitig kamen vom Lagerhauseingang die ersten Feuerstöße eines leichten Maschinengewehrs. Im Schiffsschatten rannte Bond darauf zu. Der MG-Schütze bemerkte es und richtete sein Feuer gegen ihn. Die Geschosse umzischten Bond, nagelten gegen die eiserne Bordwand und jaulten in die Nacht hinaus. Bond warf sich unter die Laderampe. Während es über ihm ins Holz prasselte, schob er sich weiter vor. Wenn er nahe genug herankam, so konnte er rechts oder links unter der Rampe hervorstürzen. Soeben polterte es in schweren Stößen über seinen Kopf hinweg: einer von Colombos Leuten mußte die Halteseile durchgeschnitten haben, so daß jetzt der ganze Rollenstapel die Rampe hinuntersauste. Das war der Moment! Der MG-Schütze würde Bond wohl rechts erwarten - also sprang er links aus seiner Deckung. Da war der Schütze - ganz dicht an der Lagerhauswand! Soeben riß er das MG herum, aber Bond kam ihm um den Bruchteil einer Sekunde zuvor und feuerte zweimal. Die Finger des Toten krampften sich um den Abzug und produzierten ein wahres Feuerwerk, ehe die Waffe sich aus der Hand des Zusammenbrechenden löste.

Bond rannte auf die Lagerhaustür zu, glitt aber aus und schlug

der Länge nach hin. Einen Moment lang blieb er benommen liegen, das Gesicht ganz in schwarzem Schlamm. Fluchend raffte er sich wieder auf, kam auf Hände und Knie und suchte Deckung hinter dem regellosen Haufen großer Papierrollen, die gegen die Schuppenwand gekracht waren. Eine der Rollen wies MG-Einschüsse auf, denen ein dicklicher schwarzer Saft entquoll. Bond wischte sich das Zeug von Gesicht und Händen so gut es eben ging. Dabei verspürte er den süßlich-muffigen Geruch, den er von Mexiko her kannte: es war Rohopium. Eine Kugel schlug neben seinem Kopf in die Lagerhauswand. Bond wischte die Pistolenhand nochmals am Hosenboden sauber, sprang zur Lagerhaustür - und war erstaunt, von drinnen kein Feuer zu erhalten. Er schlüpfte hinein. Es war kühl und ruhig hier, das Licht war abgedreht worden, aber draußen wurde es zusehends heller. Zwischen den hellen, sauber gestapelten Papierrollen lief ein Mittelgang zu einer Tür am anderen Ende. Bond witterte Tod! Durch den Eingang schlich er zurück ins Freie. Draußen fielen nur mehr vereinzelt Schüsse. Colombo kam auf ihn zugelaufen, doch Bond befahl in bestimmtem Ton: »Bleiben Sie an dieser Tür! Gehen Sie nicht hinein, lassen Sie auch keinen Ihrer Leute durch! Ich seh mir die Sache erst von außen an!« Ohne die Antwort abzuwarten, lief er um die Ecke und die Seitenwand des Schuppens entlang. Das Lagerhaus war etwa fünfzehn Meter lang. Bond wurde langsamer und schlich sich zur hinteren Ecke. An die Wellblechwand gepreßt, warf er einen raschen Blick daran vorbei - und fuhr zurück. Vor dem Hintereingang stand eine Gestalt und spähte durch ein Guckloch ins Schuppeninnere. In der Hand hielt sie einen Zündapparat, von dem Drähte unter die Tür hineinliefen. Ein schwarzes Lancia-Granrurismo-Kabriolett mit offenem Verdeck und laufendem Motor stand nebenan für den Mann bereit. Es war Kristatos!

Bond kniete nieder. Um sicherer zielen zu können, packte er die Pistole mit beiden Händen, schob sich rasch um die

Gebäudeecke herum und feuerte auf die Füße des Mannes. Daneben! Aber während er den Sand noch aufstäuben sah, traf ihn unter dem Donner der Explosion die Wellblechwand und schleuderte ihn zur Seite.

Bond raffte sich auf. Das Lagerhaus war eingesackt und begann jetzt rasselnd zusammenzustürzen - ein blechernes Kartenhaus. Kristatos saß schon im Wagen, war bereits zwanzig Meter weit, der Staub fegte von den Hinterrädern. Bond zielte sorgfältig: die Walther krachte dreimal. Beim letzten Schuß, schon auf fünfzig Meter Entfernung, gab es der Gestalt im Wagen einen Ruck, sie kippte nach hinten, die linke Hand fiel seitlich vom Lenkrad, der Kopf sank vornüber. Die rechte Hand blieb draußen, als wollte der Tote eine Rechtskurve anzeigen. Bond rannte die Straße hinauf, da er erwartete, der Wagen werde anhalten. Aber die Räder blieben in der Spur, und mit dem Gewicht des toten Fußes auf dem Gaspedal jagte der Lancia aufheulend im dritten Gang weiter. Bond gab die Verfolgung auf und sah ihm nach. Der Wagen fuhr auf der glatten Straße weiter, hinein in die ausgedörrte Ebene, und zog eine lustige Staubwolke hinter sich her. Bond vermeinte jeden Augenblick, ihn vom Weg abkommen zu sehen, aber nichts dergleichen geschah. Schließlich verschwand der Lancia im Dunst des frühen Morgens, der einen schönen Tag versprach.

Bond sicherte die Pistole und verwahrte sie im Gürtel. Dann drehte er sich um. Eben kam Colombo heran. Begeistert grinsend warf der Dicke zu Bonds Schreck die Arme um ihn, drückte ihn an sich und küßte ihn auf beide Wangen. »Um Himmels willen, Colombo!«

Colombo konnte sich nicht fassen vor Lachen. »Seht euch nur den kaltblütigen Engländer an! Nichts fürchtet er so sehr wie Gefühlsausbrüche! Aber ich« - er schlug sich auf die Brust - »ich, Enrico Colombo, liebe diesen Mann und schäme mich nicht, es zu sagen! Hättest du den MG-Schützen nicht erwischt - keiner von uns wär heil herausgekommen! Auch so hab ich zwei

Mann verloren, und etliche sind verwundet. Aber von den Albanern ist nur mehr ein halbes Dutzend auf den Beinen! Sie sind davongerannt, ins Dorf. Dort wird die Polizei sie schon erwischen! Und jetzt hast du noch dieses Schwein Kristatos zur Hölle geschickt - gleich per Auto! Was für ein herrliches Ende! Was wird wohl passieren, wenn der Leichenrennwagen auf die Hauptstraße kommt? Er zeigt ja schon die Rechtseinfahrt an, hoffentlich vergißt er sie nicht!« Begeistert hieb Colombo Bond auf die Schulter. »Aber komm jetzt, Freund! Es ist Zeit, daß wir verschwinden. Die Ventile des Albanesen sind geöffnet, bald wird er auf Grund sein. Hier gibt's kein Telefon, das läßt uns einen schönen Vorsprung vor der Polizei. Es wird auch seine Zeit dauern, bis sie was Vernünftiges aus den Fischern herausgebracht haben, denn von denen hat keiner was für die Albaner übrig. Aber wir müssen fort. Wir haben eine steife Brise, und diesseits von Venedig traue ich keinem Arzt!« Aus dem eingestürzten Lagerhaus züngelten schon die Flammen. Der aufsteigende Rauch stank nach süßlichem Gemüse. Bond und Colombo gingen aus dem Wind und zu den Schiffen hinüber. Das Deck des albanischen Kutters war schon überspült - er saß auf Grund. Sie wateten darüber und kletterten an Bord der *Colombina*, wo des Händeschüttelns und Rückenklopfens kein Ende war. Aber sie fuhren gleich ab und hielten auf die Landspitze zu, in deren Schutz der kleine Hafen lag. Eine Fischergruppe stand bei den an Land gezogenen Booten. Die Leute machten einen mürrischen Eindruck, aber als Colombo winkend etwas hinüberrief, winkten die meisten zum Abschied, und einer rief eine Antwort, die auf der *Colombina* eine Lachsalve auslöste. »Sie sagen«, erklärte Colombo, »wir waren besser als das Kino in Ancona und sollen bald wiederkommen.« Bond spürte, wie jetzt die Spannung von ihm abfiel. Plötzlich fühlte er sich schmutzig und unrasiert, roch er seinen eigenen Schweiß. So ging er unter Deck, borgte sich ein Rasiermesser und ein reines Hemd und begab sich in seine Kabine.

Bei einem Berg gebratener Eier mit Speck, den sie mit dem heißen, süßen Rumkaffee hinunterspülten, setzte Colombo den Schlußpunkt hinter seine Geschichte.

»Was wir da erledigt haben, mein Freund« ,sagte er mit kauendem Mund, »war das Jahreskontingent an Rohopium für Kristatos' chemische Fabrik in Neapel. Es stimmt schon, auch ich habe ein solches Geschäft, wo ich viele meiner Waren einlagere. Aber wir erzeugen höchstens Cascara und Aspirin! Für den weiteren Teil der Geschichte braucht man also für meinen Namen nur den von Kristatos einzusetzen. *Er* machte das Heroin aus dem Zeug! *Er* hat es durch seine Kuriere nach London transportieren lassen! Die riesige Ladung heute war vielleicht eine Million Pfund wert. Aber weißt du auch, mein lieber James, was sie *ihn* gekostet hat? Keinen einzigen Cent! Und warum? Weil es eine Russenspende für England war, von den Mohnfeldern im Kaukasus über Albanien frei Haus hierhergeliefert. Kristatos hatte nur für den nötigen Transportapparat nach England zu sorgen. Und *wir* haben heute in einer knappen halben Stunde diese ganze Verschwörung zunichte gemacht! Jetzt kannst du heimfahren und deinen Leuten in England sagen, daß der Schmuggel aufhören wird. Ob der russische Geheimdienst dahintersteckt, das kann ich dir nicht sagen. Aber vielleicht, mein lieber James« - Colombo lächelte ermunternd - »wird man dich nach Moskau schicken, um das herauszubekommen! Dann kann ich dir nur wünschen, daß dich auch dort ein so reizendes Mädchen auf die richtige Spur bringt, wie bei uns deine Freundin Liesl Baum!«

»Meine Freundin? Es ist doch deine!«

Colombo schüttelte den Kopf. »Mein lieber James, ich hab viele Freundinnen! Aber du bleibst jetzt noch ein paar Tage in Italien, mußt deinen Bericht schreiben und« - er lachte - »manches von dem nachprüfen, was ich dir erzählt habe. Vielleicht wirst du deinen Freunden vom amerikanischen Geheimdienst auch erklären müssen, wie's im Leben *wirklich*

zugeht! Aber in der Zwischenzeit wirst du Gesellschaft brauchen - jemanden, der dir die Schönheiten meiner Heimat zeigt. In barbarischen Ländern ist es noch heute Sitte, einem Gast, den man ehren will, eine seiner Frauen zu schenken. Nun, auch ich bin ein Barbar, obzwar nicht verheiratet. Aber ich habe eine Menge Freundinnen wie Liesl Baum. Ihr brauch ich erst gar nichts weiter zu sagen! Sicher wartet sie schon sehnlichst auf deine Rückkehr! Ich weiß, was ich weiß!« Colombo suchte in seinen Hosentaschen und warf dann etwas Klirrendes vor Bond auf den Tisch. »Da!« sagte er, führte eine Hand ans Herz und blickte Bond ernst in die Augen. »Mir kommt es von Herzen - und vielleicht auch ihr.« Bond nahm das Ding auf. Es war ein Schlüssel mit schwerem Metallschild: ALBERGO DANIELLI, Zimmer 68 stand darauf.

## ***Das Minimum an Trost***

»Wenn schon heiraten, dann eine Flughosteß - das war schon immer meine Meinung«, sagte James Bond. Die Dinner-Party war nicht gerade unterhaltsam gewesen. Nun, nach dem Aufbruch der beiden anderen Gäste, die in Begleitung des Adjutanten gegangen waren, um ihr Flugzeug nach Montreal noch zu erreichen, saßen der Gouverneur und Bond auf dem Chintzsofa des großen, irgendwie dienstlich aussehenden Wohnzimmers und versuchten, Konversation zu machen. Bond fühlte das Lächerliche der Situation. Statt in einem hartgepolsterten Sessel zu sitzen, wie er es liebte, versank er hier in der weichen Polsterung und verlor fast den Boden unter den Füßen. Zu dumm, mit einem betagten Junggesellen auf dessen rosa Chintzbett herumzuhocken, mit Kaffee und Likören auf dem niedrigen Rauchtisch neben den ausgestreckten Beinen! Die Szene hatte etwas Klubartiges, Intimes an sich - sie war unpassend. Überhaupt, Nassau! Alle waren sie zu reich hier! Die Wintergäste wie die ansässigen Hausbesitzer hatten kein anderes Gesprächsthema als ihr Geld, ihre Krankheiten und ihre Dienstbotenprobleme. Nicht einmal der Klatsch war etwas wert, denn es gab einfach nichts, worüber sich's zu klatschen gelohnt hätte. Für Liebesaffären war das Winterpublikum zu alt, und um die lieben Nachbarn auszurichten, war man, wie die meisten reichen Leute, zu vorsichtig. Die Harvey Millers, jenes Paar, das sich soeben verabschiedet hatte, waren dafür typisch: er ein netter farbloser kanadischer Millionär, der schon seit je im Erdgasgeschäft tätig war, sie ein hübsches, schwatzhaftes Geschöpf englischer Herkunft. Neben Bond sitzend, hatte sie in einem fort davon geschnattert, welche Shows er in letzter Zeit gesehen habe, und ob er nicht glaube, daß man im Savoy Grill am nettesten zu Abend esse? Man sehe dort so viele interessante Leute - Schauspielerinnen und dergleichen. Bond hatte sich nach Kräften bemüht, aber da sein letzter Theaterbesuch zwei Jahre

zurücklag - er hatte damals in Wien einen Mann beschattet und ihm wohl oder übel ins Theater folgen müssen -, mußte er seine verstaubten Erinnerungen aus dem Londoner Nachtleben hervorkramen, die sich mit denen von Mrs. Harvey Miller nur zum Teil deckten.

Bond war sich bewußt, daß er hier nur pflichtgemäß eingeladen war. Er befand sich jetzt seit einer Woche in der Kolonie und mußte anderntags nach Miami hinüber. Es war bloß ein Stück Routinearbeit gewesen: die Castro-Rebellen erhielten aus allen Nachbarländern Waffenlieferungen, aber das meiste war aus Miami und dem Golf von Mexiko gekommen. Seit aber die U.S.-Küstenwache zwei Schiffsladungen beschlagnahmt hatte, wurden mehr und mehr Jamaika und die Bahamas zu den Hauptnachschubbasen. Bond hatte Auftrag erhalten, das abzustellen. Er hatte diesen Auftrag nur ungern übernommen, denn wenn überhaupt, so sympathisierte er mit den Rebellen. Aber die Regierung wollte ihr großes Exportabkommen mit Kuba nicht gefährden, in dem eine Zusatzklausel England jede Unterstützung der kubanischen Rebellen verbot. Bond aber hatte ermittelt, daß zwei große Kabinenschiffe für den Waffentransport adaptiert worden waren. Statt mit Verhaftungen politische Komplikationen heraufzubeschwören, hatte er es vorgezogen, in einer mondlosen Nacht mit einem Polizeiboot längsseits zu kommen und in jedes der Schiffe eine Thermitbombe zu werfen. Von fern hatte er sich das Freudenfeuer angesehen, nicht ohne mitfühlend der Versicherungsgesellschaften zu gedenken. Aber es gab kein Opfer, und so war rasch und glatt erledigt, was M ihm aufgetragen hatte.

Soviel Bond wußte, kannte außer dem Polizeichef und zwei seiner Beamten niemand in der Kolonie den Urheber jenes spektakulären und - für die Eingeweihten - so zeitgerechten Schadenfeuers auf der Reede. Bond selbst hatte nur an M nach London berichtet. Er hatte den Gouverneur aus dem Spiel

gelassen, da ihm schien, dieser sei zu leicht in Verlegenheit zu bringen. Es wäre aber unklug gewesen, es bis zu einer Anfrage im Parlament kommen zu lassen. Jedoch der Gouverneur war kein Dummkopf. Er wußte recht gut, weshalb Bond sich in der Kolonie aufhielt, und so übertrug er an diesem Abend die Abneigung, die er gegen Gewaltakte hegte, auf Bonds Person. Das war der Dinner-Party nicht förderlich gewesen, und es hatte der ganzen Bemühung des schwergeprüften Adjutanten bedurft, um den Abend wenigstens notdürftig zu retten. Jetzt aber war es erst neun Uhr dreißig, was eine weitere Stunde des Höflichkeitstauschs bedeutete, ehe man aufatmend zu Bett gehen konnte, jeder erleichtert, den anderen nie wieder sehen zu müssen! Dabei hatte Bond gar nichts gegen den Gouverneur. Der war der übliche Typ des Kolonialbeamten, wie man ihn überall in der Welt antrifft: solide, loyal, tüchtig, nüchtern und gerecht, seit dreißig Jahren im Dienst ausharrend, während rings um ihn das Empire zerbröckelte. Wie viele kleine Tragödien in der Art dieser Waffengeschichte mußte der Gouverneur schon erlebt haben! Wieviel von den politischen Winkelzügen all der kleinen Länder wissen, von den Skandalaffären der Überseegemeinden, von den zwischen Aktendeckeln eingesargten Geheimnissen der Leute! Wie aber konnte man solchem streng-verschwiegenen Sinn jenen Funken abgewinnen, jenen Schimmer all der interessanten Begebenheiten und Perspektiven, die dem Abend seinen stinklangweiligen Charakter nehmen würden?

Bonds voreilig-verlogene Bemerkung über das Heiraten von Flughostessen war das Resultat einer unzusammenhängenden Erörterung über Flugreisen gewesen, die sich unentrinnbar fade an den Abgang der Harvey Millers geknüpft hatte. Der Gouverneur hatte gesagt, die BOAC bestritte die Hauptlast des Verkehrs zwischen Amerika und Nassau, weil sie, ungeachtet der Langsamkeit ihrer Maschinen, ein ausgezeichnetes Service böte. Darauf hatte Bond ebenso banal erwidert, er fliege lieber

langsam und bequem als schnell und ohne die rechte Betreuung. Und dann hatte er diese Bemerkung über die Flughostessen gemacht.

»Tatsächlich?« meinte der Gouverneur voll jener höflichen Beherrschung, von der Bond wünschte, sie möge sich endlich lockern und menschlich werden. »Und warum?«

»Ach, ich weiß nicht. Es wäre eben angenehm, so ein hübsches Mädchen, das einen betreut und sich um alles kümmert, für sich allein zu haben. Immer lächelnd, immer bestrebt, einem zu gefallen. Wenn ich keine Flughosteß kriege, bleibt mir nur noch eine Japanerin. Die haben auch die richtige Einstellung.« Dabei dachte Bond gar nicht ans Heiraten, sondern redete nur dahin, um den Gouverneur bei Laune zu halten oder ihn auf ein menschliches Thema zu bringen.

»Von Japanerinnen verstehe ich nichts. Aber ist Ihnen nicht aufgefallen, daß diese Flughostessen nur darauf *geschult* sind, zu gefallen, und daß sie im Privatleben vielleicht ganz anders sein könnten?«

»Da ich eigentlich gar nicht heiraten will, hab ich auch noch nicht ernsthaft darüber nachgedacht.«

Die Zigarre des Gouverneurs war erloschen, und es dauerte seine Zeit, bis er sie wieder angezündet hatte. Aber seine Stimme schien um eine Spur mehr Leben und Interesse gewonnen zu haben, als er schließlich sagte: »Ich habe einmal einen Mann gekannt, der ebenso dachte wie Sie. Eine recht lehrreiche Geschichte, wirklich! Ich glaube« - der Gouverneur sah Bond von der Seite an und lachte verlegen -, »Sie sehen das Leben ziemlich oft von der unerfreulichen Seite. Meine Geschichte zeigt es wohl eher von der langweiligen. Wollen Sie sie trotzdem hören?«

»Aber gern!« sagte Bond betont enthusiastisch. Zwar bezweifelte er, daß der Gouverneur unter »unerfreulich« dasselbe verstand wie er, doch würde die Geschichte ihn

wenigstens vor weiterer stumpfsinniger Konversation bewahren. Jetzt nur noch weg von diesem widerlichen Sofa! »Könnte ich noch einen Brandy haben?« fragte er, stand auf, goß sich tüchtig Kognak nach, zog einen Stuhl heran und nahm an der anderen Tischseite dem Gouverneur gegenüber Platz.

Der Gouverneur betrachtete seine Zigarre, nahm noch rasch einen Zug und hielt sie dann mit dem Aschenende nach oben. Während des Erzählens beobachtete er die Asche aufmerksam, so als spräche er nur zu dem dünn aufsteigenden Faden blauen Rauchs, der sich in der feuchtwarmen Luft rasch auflöste. Vorsichtig begann er: »Ich werde ihn Masters nennen, Philip Masters. Er war schon fast so lange im Staatsdienst wie ich. Ich war ihm nur um ein Jahr voraus. Er war in Fettes zur Schule gegangen, hatte dann ein Oxford-Stipendium erhalten - der Name des Colleges tut nichts zur Sache - und sich schließlich zum Kolonialdienst gemeldet. Er war nicht gerade klug, aber ein fleißiger Arbeiter und tüchtig, eben von der Art, die auf die Aufnahmekommission Eindruck macht. Also nahm man ihn in den Staatsdienst auf. Er kam nach Nigeria und bewährte sich dort, denn er hatte für die Eingeborenen viel übrig und kam gut mit ihnen aus. Er war ein Mensch mit liberalen Ideen, und obwohl er nicht fraternisierte, was ihn damals - der Gouverneur lächelte gezwungen - »bei seinen Vorgesetzten noch in Ungnade gebracht hätte, war er gegen die Nigerianer nachsichtig und menschlich. Das war ihnen ziemlich neu.« Der Gouverneur machte eine Pause und sog an seiner Zigarre. Die Asche war im Begriff abzufallen, er beugte sich behutsam vor und ließ sie in seine Kaffeetasse zischen. Dann lehnte er sich zurück und blickte zum erstenmal auf Bond. »Man könnte sagen, die Sympathie dieses jungen Menschen für die Eingeborenen war nur ein Ersatz für jene, die man unter normalen Umständen dem schönen Geschlecht entgegenbringt. Nun war Philip Masters aber ein schüchterner, wohl auch linkischer junger Mann, der in dieser Hinsicht noch keinerlei Erfolge gehabt hatte. Wenn er

nicht gerade fürs Examen zu arbeiten hatte, spielte er Hockey im College-Team oder ruderte in dessen drittem Achter. Die Ferien verbrachte er in Wales bei seiner Tante und unternahm mit dem dortigen Gebirgsverein Kletterpartien. Seine Eltern hatten sich schon während seiner Mittelschulzeit voneinander getrennt. Obwohl er ihr einziges Kind war, kümmerten sie sich nicht mehr um ihn, seit er sein Oxford-Stipendium erworben hatte. So blieb ihm für Mädchen nur sehr wenig Zeit und auch sehr wenig anderes, was einen jungen Burschen für sie interessant macht. Sein Gefühlsleben verlief so ungesund und frustriert, daß es eher in die Viktorianische Epoche gepaßt hätte. So dürfte also seine Zuneigung zu den Farbigen in Nigeria nichts als die Kompensation einer kräftigen, nach Gegenliebe hungernden Natur gewesen sein.«

Bond unterbrach diese gespreizte Rede: »Nur schade, daß diese hübschen Negerweiber keine Ahnung von Empfängnisverhütung haben! Hoffentlich ist ihm da nichts passiert!« Der Gouverneur hob abwehrend die Hand. Bonds Ausdrucksweise war ihm offensichtlich zu direkt.

»Nein, nein! Sie mißverstehen mich! Ich spreche nicht von solchen Dingen! Es wäre diesem jungen Mann nie eingefallen, Beziehungen mit Farbigen aufzunehmen - dazu war er in sexuellen Dingen viel zu ahnungslos. Dergleichen ist ja auch heute noch in England nicht eben selten. Damals aber war das alltäglich und, wie Sie mir wohl beistimmen werden, der Grund für viele, sehr viele unglückliche Ehen und sonstige Tragödien.« Bond nickte. »Ich will Ihnen damit nur klarmachen, daß das, was dann passierte, einen enttäuschten, unschuldigen Jungen traf, der in seiner gesellschaftlichen Unbeholfenheit bei den Negern suchte, was er in seiner eigenen Umwelt hätte finden müssen. Mit einem Wort, er war ein sensibler Eigenbrötler, physisch ohne jeden Anreiz, aber in jeder anderen Hinsicht gesund und leistungsfähig - ein vollwertiger Bürger.«

Bond trank von seinem Kognak und streckte die Beine. Die

Geschichte begann ihm zu gefallen. Die altmodische Erzählweise des Gouverneurs machte sie nur noch authentischer. Der Gouverneur fuhr fort: »Masters' Nigeriadienst fiel in die Zeit des ersten Labour-Kabinetts. Sie erinnern sich - eine seiner ersten Maßnahmen war die Reform der Kolonialverwaltung. Nigeria erhielt einen neuen, fortschrittlichen Gouverneur, der überrascht und erfreut war, in seinem Stab schon jemanden vorzufinden, der in seinem kleinen Wirkungskreis etwas wie des Gouverneurs eigene Ansichten in die Tat umsetzte. So ermunterte er Philip Masters, betraute ihn mit Aufgaben, die seinem Rang gar nicht zukamen, und schrieb ihm, als Masters nach einiger Zeit versetzt werden sollte, eine so glänzende Beurteilung, daß Masters einen Rang übersprang und als zweiter Regierungssekretär nach Bermuda kam.«

Der Gouverneur sah durch den Zigarrenrauch auf Bond und sagte, sich entschuldigend: »Hoffentlich langweile ich Sie nicht allzu sehr. Ich komme bald auf den Kern der Sache.«

»Nicht im geringsten! Ich sehe den Mann förmlich vor mir. Sie müssen ihn gut gekannt haben! «

Der Gouverneur zögerte, dann sagte er: »Auf Bermuda habe ich ihn noch besser kennengelernt. Ich war dort sein unmittelbarer Vorgesetzter - aber noch sind wir in Afrika! Damals gab es schon die ersten Flugverbindungen dorthin, und Philip Masters beschloß, nach London zu fliegen und so seinen Heimatsurlaub zu verlängern. Mit dem Zug fuhr er bis Nairobi und erreichte die wöchentliche Maschine der Imperial Airways - der Vorläufer von BOAC. Er war nie vorher geflogen, es interessierte ihn, aber als sie aufstiegen und ihm die Flughosteß, die sehr hübsch war, ein Bonbon gegeben und ihm gezeigt hatte, wie der Sitzgurt festzuschnallen sei, wurde er doch nervös. Später, als sie schon auf normaler Höhe waren und er eben einsah, daß das Fliegen gar nicht so aufregend ist, kam die Hosteß durch das fast leere Flugzeug zu ihm zurück und lächelte ihm zu: ›Sie können den Gürtel jetzt losmachen.‹ Als Masters

nicht gleich damit zureckkam, beugte sie sich zu ihm und half ihm. Diese kleine, intime Geste - noch nie im Leben war Masters einer jungen Frau so nahe gewesen - ließ ihn erröten und machte ihn ganz verwirrt. Er bedankte sich, und sie weidete sich an seiner Verlegenheit, indem sie sich auf eine Sitzlehne an der anderen Gangseite setzte und ihn nach dem Woher und Wohin fragte. Er sagte es ihr und wollte Einzelheiten über das Flugzeug wissen: wie schnell sie flögen, wo sie zwischenlanden würden und so weiter. Es gefiel ihm, so mit ihr zu plaudern, und er war von ihrem Aussehen geradezu geblendet. Auch überraschte ihn ihre Unbefangenheit und das Interesse, das sie seinen Ausführungen über Afrika entgegenbrachte. Offenbar hielt sie sein Leben für weit aufregender und schöner, als er selbst es empfand. Das gab ihm das Gefühl eigener Bedeutung.

Nachdem sie gegangen war, um den beiden Stewards bei der Zubereitung des Mittagessens zu helfen, saß er da und erschauerte bei dem Gedanken an sie. Er vermochte sich nicht mehr auf sein Buch zu konzentrieren und mußte immer wieder den Gang entlangsehen, um einen Blick von ihr zu erhaschen. Einmal schien sie ihm verstohlen zuzulächeln - wir sind die einzigen jungen Leute in diesem Flugzeug, schien das zu heißen. Wir verstehen einander und haben ähnliche Interessen. So oft Philip Masters aus dem Fenster blickte, meinte er ihre Züge in dem weißen Wolkenmeer unter sich zu erkennen. Im Geiste prüfte er das Mädchen und staunte über ihre Vollkommenheit. Sie war klein und adrett, blond und von zartem Teint. Ganz besonders gefiel ihm ihr Haarknoten: er schloß daraus, daß sie ein solides Mädchen sei, und da er Wales kannte, vermutete er walisisches Blut in ihr.

Ihr Name auf der Mannschaftsliste neben dem Waschraum bestätigte seine Vermutung: sie hieß tatsächlich Rhoda Llewellyn! Er dachte ernsthaft nach: Zwei Tage lang würde sie ihm jetzt nahe sein, aber wie konnte er es einrichten, sie wiederzusehen? Sie mußte Hunderte Anbeter haben! Vielleicht

war sie sogar verheiratet? Oder flog sie die ganze Zeit? Wie viele freie Tage blieben ihr zwischen den Flügen? Würde sie über ihn lachen, wenn er sie zum Essen oder ins Theater einlüde - oder sich gar beim Flugkapitän beschweren? Masters sah sich schon in Aden aus dem Flugzeug gewiesen, sah schon die Beschwerde beim Kolonialminister, sah seine Karriere zunichte werden. Aber als das Mittagessen kam, beruhigte er sich. Während sie ihm das kleine Tablett auf die Knie setzte, streifte ihr Haar seine Wange. Masters fühlte sich elektrisiert! Sie zeigte ihm noch, wie er mit diesen verzwickten Cellophanpäckchen zurechtkäme und wie der Plastikdeckel von der Salatsauce zu entfernen sei. Ganz besonders empfahl sie ihm den Kuchen - mit einem Wort, sie machte so viel Aufhebens um ihn, wie er es noch nie erlebt hatte, auch nicht in der Kindheit bei seiner Mutter. Nach der Ankunft in London, als der schwitzende Masters all seinen Mut zusammengerafft und sie zum Dinner eingeladen hatte, war ihm ihre rasche Zusage fast eine Enttäuschung. Und kaum einen Monat später verließ sie die Imperial Airways, und sie heirateten. Nach einem weiteren Monat war Masters' Urlaub zu Ende, und sie schifften sich nach den Bermudas ein.«

»Ich befürchte das ärgste«, sagte Bond. »Sie hat ihn doch nur geheiratet, weil sie sich falsche Vorstellungen von seinem Leben machte. Wahrscheinlich träumte sie davon, bei den Empfängen im Regierungsgebäude die Hauptrolle zu spielen. Hat Masters sie schließlich umgebracht?«

»Nein, das nicht«, sagte der Gouverneur sanft. »Aber soweit es den Beweggrund ihrer Heirat betrifft, haben Sie recht. Außerdem hatte sie genug vom Flugdienst. Dennoch spricht vieles für ihren guten Willen. Als das junge Paar den Bungalow am Stadtrand von Hamilton bezog, waren wir alle beeindruckt von Rhosas Lebendigkeit, ihrem hübschen Gesicht und ihrer Art, sich sofort bei jedermann beliebt zu machen. Und Masters selbst - er war ein völlig anderer Mensch geworden! Plötzlich

war das Leben für ihn wie ein Märchen. Wenn ich so zurückdenke - es war jämmerlich, wie er sich zum Narren machte, nur um ihrer würdig zu sein! Er wandte übertriebene Sorgfalt an seine Kleidung, schmierte sich schauderhafte Brillantine ins Haar und ließ sich einen martialischen Schnurrbart wachsen, weil sie so etwas für distinguiert hielt. Jeden Abend hastete er zu seinem Bungalow, und immer hieß es Rhoda hin und Rhoda her, und wann wohl Lady Burford - das war die Frau des Gouverneurs - Rhoda zum Mittagessen einladen würde? Aber er arbeitete fleißig, und alle hatten das junge Paar gern.

Ein halbes Jahr lang ging alles wie am Schnürchen, aber bald danach muß es angefangen haben. Sie kennen ja diese kleinen Sticheleien, die das Zusammenleben vergiften: »Warum nimmt mich die Frau des Kolonialsekretärs nie auf einen Einkaufsbummel mit?« - »Wann werden wir endlich wieder eine Cocktailparty geben können?« - »Kind können wir uns keines leisten, das weißt du doch!« - »Wann bist du eigentlich mit Beförderung dran?« - »Schauderhaft langweilig ist es hier, den ganzen Tag nichts zu tun!« - »Das Nachtessen holst heute du, ich kann mich einfach nicht darum kümmern!« - »Ja, *dein* Leben ist interessant, für *dich* ist alles in schönster Ordnung...« und so weiter und so fort. Natürlich war's auch mit der liebevollen Betreuung bald vorbei. Jetzt war es *Masters*, der vor Dienstbeginn seiner Flughosteß das Frühstück ans Bett brachte - und er tat es gern! *Masters* brachte abends nach dem Heimkommen das Haus in Ordnung, wenn alles voll Zigarettenasche und Schokoladepapier lag. Er mußte sich das Rauchen abgewöhnen und auch seinen gelegentlichen Drink, um ihre neuen Kleider bezahlen zu können, denn sie wollte es den anderen Frauen gleichtun. Für mich, der ich *Masters* gut kannte, war manches davon während der Dienststunden zu merken, angefangen von den andeutenden, überbesorgten Telefongesprächen während der Dienstzeit bis zu den

gestohlenen zehn Minuten zu Dienstschluß, damit er Rhoda ins Kino führen konnte. Und natürlich gab es auch diese halb scherhaft gestellten Fragen über die Ehe im allgemeinen: Was tun die anderen Frauen tagsüber? Hier finden es wohl die meisten Frauen ein bißchen heiß? Ich nehme an, daß Frauen (es fehlte nur noch, daß er jedesmal »Gott segne sie« dazu sagte) viel leichter die Fassung verlieren! Und so weiter. Das ganze Unglück kam davon, daß Masters so vernarrt in sie war. Sie war sein ein und alles, und wenn sie sich unglücklich oder nervös fühlte, gab er sich die Schuld. Verzweifelt suchte er nach Ablenkung für sie und verfiel schließlich ausgerechnet auf Golf! Besser gesagt, sie verfielen gemeinsam darauf. Nun ist Golf so ziemlich *die Sache* auf Bermuda. Es gibt mehrere erstklassige Golfplätze, einschließlich des berühmten Mid-Ocean-Klubs, wo alle besseren Leute spielen und nachher in den Klubräumen zusammenkommen, um was zu trinken und miteinander zu plaudern. Das war es, was sie sich gewünscht hatte: eine schicke Beschäftigung mit Zugang zu den vornehmen Kreisen. Gott weiß, wie Masters den Beitritt, die Stöcke, die Lektionen und all die anderen Ausgaben erschwingen konnte, aber irgendwie schaffte er's, und es wurde ein rauschender Erfolg. Schließlich verbrachte sie ihren Tag nur mehr im Mid-Ocean. Sie nahm verbissen Unterricht, erhielt ein Handikap, lernte auf den kleinen Konkurrenzen und allmonatlichen Veranstaltungen eine Menge Leute kennen und spielte nach einem halben Jahr nicht nur ganz ordentlich, sondern war auch zum erklärten Liebling aller männlichen Clubmitglieder geworden. Mich hat das nicht überrascht. Ich erinnere mich, sie von Zeit zu Zeit gesehen zu haben, eine reizvolle, sonnenbraune kleine Person mit weißem, grüngefüttertem Augenschirm und in ganz kurzen Shorts. Ihr sauberer, kurzer Schlag schmeichelte ihrer Figur, und ich muß schon sagen - der Gouverneur zwinkerte -, »sie war das hübscheste, was ich je auf einem Golfplatz gesehen habe. Selbstverständlich dauerte es nun nicht mehr lange: anlässlich

einer gemischten Viererkonkurrenz wurde der älteste Tattersallsohn ihr Partner. Die Tattersalls sind die führenden Kaufleute in Hamilton und mehr oder minder die tonangebende Clique in der dortigen Gesellschaft. Er war ein junger Schnösel, sah aber recht gut aus, war ein erstklassiger Schwimmer und Golfer mit MG-Kabriolett, Rennboot und allem, was sonst noch dazugehört. Sie kennen ja den Typ. Er konnte alle Mädchen haben, die er wollte, und wollten einmal die Mädchen nicht - na, dann gab's eben *keine* Fahrten im MG oder im Chriscraft, *keine* Abende in den Nachtlokalen. Das Paar gewann die harte Konkurrenz im Endspiel, und Philip Masters stand in der eleganten Gruppe, die ihnen am achtzehnten Grün zujubelte. Es war das vermutlich sein letzter Jubel im Leben, denn sie begann fast unmittelbar danach mit dem jungen Tattersall zu »gehen«, und dann entwickelte sich das Weitere mit Windeseile. Glauben Sie mir, Mr. Bond« - der Gouverneur machte eine Faust und setzte sie langsam auf die Tischkante - »es war entsetzlich! Sie machte nicht den leisesten Abschwächungs- oder Vertuschungsversuch, sondern nahm einfach den jungen Tattersall, schlug ihn Masters sozusagen ins Gesicht und trieb es so weiter. Nachts kam sie heim, wann sie wollte - sie hatte Masters ins Gästezimmer übersiedelt unter dem Vorwand, es sei zu heiß, um zusammen zu schlafen -, und wenn sie jemals das Haus aufräumte, so geschah das nur mehr, um den Schein zu wahren. Natürlich war das alles schon nach einem Monat publik, und Masters lief mit dem größten Paar Hörner herum, das die Kolonie je gesehen hatte. Schließlich mischte Lady Burford sich ein und redete mit Rhoda Masters ein offenes Wort, sagte ihr, sie zerstöre die Karriere ihres Mannes und so weiter. Aber das Unglück war, daß auch sie Masters für einen langweiligen Kerl hielt und eingedenk ihrer eigenen Jugendeskapaden zu nachsichtig mit der jungen Frau umging. Masters selbst machte natürlich, wie er mir später erzählte, die üblichen Qualen durch - von Vorwürfen über Streitigkeiten und Wutanfälle bis zu

Handgreiflichkeiten (eines Nachts sei er nahe daran gewesen, sie zu erwürgen), und schließlich endete das Ganze mit eiskalter Trennung und dumpfer Verzweiflung.« Der Gouverneur machte eine Pause. »Ich weiß nicht, ob Sie je ein Herz haben zerbrechen sehen, Mr. Bond, langsam und bewußt zerbrechen - aber es war fürchterlich mit anzusehen. Selbstverständlich tat ich, was ich konnte, wir alle taten das in irgendeiner Weise, aber seit jenem achtzehnten Grün im Mid-Ocean konnte man ja nur mehr die Trümmer auflesen! Masters war wie ein gebissener Hund: er zog sich einfach in seinen Winkel zurück und knurrte jeden an, der sich ihm nähern wollte. Ich habe ihm sogar einen oder zwei Briefe geschrieben. Später gestand er mir, er habe sie ungelesen zerrissen. Einmal taten wir uns zusammen und luden ihn zu einem Herrenabend in meinen Bungalow ein. Wir versuchten dann, ihn betrunknen zu machen, was uns auch gelang. Aber dann gab's ein Getöse im Badezimmer, und als wir nachsahen, fanden wir Masters mit blutenden Pulsadern - er hatte versucht, sie sich mit einem Rasiermesser zu durchschneiden. Das ging uns endlich über die Hutschnur, und ich wurde abgesandt, um mit dem Gouverneur die ganze Sache zu besprechen. Der wußte natürlich davon, hatte aber gehofft, nicht offiziell eingreifen zu müssen. Die Frage war nun, ob Masters nach all dem überhaupt noch im Staatsdienst bleiben konnte. Seine Arbeit ging vor die Hunde, seine Frau war ein öffentliches Ärgernis, und er selbst ein gebrochener Mann. Gab es da noch etwas zusammenzuwickeln? Aber der Gouverneur war ein feiner Kerl und entschloß sich zu einem letzten Versuch, ehe der unvermeidliche Bericht nach Whitehall den Rest von Masters endgültig erledigen würde. Und eben zu diesem Zeitpunkt mischte die Vorsehung sich helfend ein: schon anderntags kündigte eine Depesche des Kolonialministeriums an, daß Bermuda und die Bahamas eingeladen seien, zur Küstenfischereikonferenz in Washington Regierungsvertreter zu entsenden. Der Gouverneur sprach also mit Masters wie ein

guter Onkel, eröffnete ihm, daß er nach Washington delegiert werde, und empfahl ihm eine Regelung seiner häuslichen Angelegenheiten für die Dauer der nächsten sechs Monate. Schon in der folgenden Woche reiste Masters ab, blieb fünf Monate in Washington und führte Fischgespräche. Wir waren allesamt erleichtert und schnitten Rhoda Masters, wann immer wir konnten.« Der Gouverneur hörte zu sprechen auf. Es war sehr still in dem großen, hellerleuchteten Zimmer. Er zog sein Taschentuch hervor und trocknete sich das Gesicht, das von der Erinnerung gerötet war. Dann stand er auf und goß für Bond und sich je einen Whisky-Soda ein.

»Böse Geschichte«, meinte Bond. »Sicherlich, früher oder später war so was fällig, aber für Masters war's schlimm, daß es *so* früh passierte. Sie muß ein hartherziges kleines Luder gewesen sein! Hat sie denn gar keine Reue gezeigt?«

Der Gouverneur hatte sich eine neue Zigarre angezündet und blies nun deren glühendes Ende an. »Überhaupt nicht«, sagte er. »Sie unterhielt sich glänzend. Wahrscheinlich wußte sie, daß der Zustand nicht von Dauer sein werde, aber da sie von dieser Art Leben geträumt hatte, hielt sie es durch, solange sie konnte - ganz typisch für diese Art Mentalität. Sie hatte ja alles: die beste Partie der Insel, Liebe am Palmenstrand, ein lustiges Stadtleben, den Golfklub, sausende Auto- und Rennbootfahrten und was sonst noch alles zu dieser billigen Romantik gehört. Und als Rückhalt immer noch jenen Sklaven von Mann, weit genug vom Schuß, und zum Baden, Umkleiden und Schlafen das Haus. Außerdem wußte sie, daß sie Philip Masters jederzeit zurückhaben konnte, er war erbärmlich genug und würde keine Schwierigkeiten machen. Sie selbst konnte sich hinterher bei allen ihren Bekannten entschuldigen, ihren Charme spielen lassen, und alle würden ihr verzeihen. Und wenn nicht - es gab ja genug andere Männer, die noch dazu besser aussahen! Man sah das ja an den Männern im Golfklub. Sie konnte dort jeden haben, den sie wollte. Nein, das Leben war schön, und wenn

man's ein bißchen ärger trieb, als gut war - das taten andere Leute auch. Nehmen Sie nur die Hollywoodstars!

Nun, sie wurde bald auf die Probe gestellt. Tattersall war ihrer überdrüssig geworden. Mit Rücksicht auf die Gouverneurgattin setzten seine Eltern ihm hart zu, was für ihn ein willkommener Anlaß war, sich ohne viel Aufhebens aus der Affäre zu ziehen. Überdies war gerade Sommer und die Insel voll hübscher Amerikanerinnen - Zeit zur Abwechslung also. Er gab Rhoda den Laufpaß, indem er ihr ganz schlicht sagte, daß es aus sei. Seine Eltern hätten es verlangt, andernfalls würden sie ihm sein Taschengeld sperren. Das war nur zwei Wochen vor Philip Masters' Rückkehr aus Washington, und ich muß sagen, sie trug es mit bemerkenswerter Fassung! Sie schimpfte nicht - wen hätte sie auch beschimpfen sollen? -, sondern ging einfach zu Lady Burford und sagte ihr, es täte ihr leid, und sie werde von jetzt an Philip Masters eine gute Frau sein. Sie brachte das Haus in Ordnung und bereitete alles für die große Versöhnungsszene vor. Denn daß sie sich versöhnen mußte, das erkannte sie an der Haltung ihrer früheren Verehrer aus dem Mid-Ocean: plötzlich war sie dort zum schwarzen Schaf geworden. Sie wissen ja, so etwas kann sogar in der leichtlebigen Atmosphäre eines Country-Clubs in den Tropen passieren! Seit nicht nur die Regierungsbeamten Rhoda ablehnten, sondern auch die Kaufleute in Hamilton, galt sie nur mehr als Talmiware, benutzt und abgelegt. Sie versuchte zwar, weiterzuflirten wie bisher, aber das wirkte nicht mehr. Ein-, zweimal noch wurde sie heftig vor den Kopf gestoßen, dann gab sie's endgültig auf. Nun galt es für sie, ihre sichere Basis zurückzugewinnen, um sich von dort aus langsam wieder hochzuarbeiten. Sie blieb also daheim, klemmte sich dahinter und probte immer wieder die Szene, die zu spielen sie vorhatte - mit Tränen, Fürsorglichkeit, langatmig-aufrichtigen Entschuldigungen und Erklärungen - und einem Doppelbett.«

»Und dann kam Philip Masters, heim?«

Der Gouverneur sah Bond nachdenklich an. »Sie sind nicht verheiratet«, sagte er. »Aber ich glaube, darauf kommt es dabei gar nicht an - es ist zwischen Mann und Frau immer das gleiche. Solange eine menschliche Basis da ist, halten sie durch. Sobald aber auch das letzte Mitgefühl erloschen ist, sobald es den einen nicht mehr kümmert, ob der andere vor die Hunde geht oder nicht, ist nichts mehr zu machen. Diese äußerste Mißachtung des Ichs, des Lebenswillens, die kann nicht mehr verziehen werden! Ich habe das bei vielen Ehen beobachtet. Ich habe erlebt, wie flagrante Fälle von Untreue beigelegt, ja, wie sogar Verbrechen und Mord verziehen wurden. Man kann mit allem fertig werden: auch mit unheilbarer Krankheit, mit Erblindung, mit Unglück jeder Art. Nicht aber mit dem Erlöschen der primitivsten Menschlichkeit im Partner. Ich habe für diesen fundamentalen Faktor aller menschlichen Beziehungen einen Namen gefunden: ich nenne ihn das ›Minimum an Trost‹.«

»Das ist ein guter Name dafür«, sagte Bond. »Und ich weiß auch, was Sie damit meinen: Minimum an Trost - das, was gerade noch tröstet. Ja, wahrscheinlich beruht sämtliche Liebe und Freundschaft letztlich darauf. Der Mensch ist seiner selbst ohnehin so wenig sicher - aber wenn er spürt, daß ihm der andere auch noch an den letzten Lebensnerv will, so ist das das Ende. Das Trostminimum ist auf Null reduziert. Von diesem Punkt an muß ein jeder selbst sehen, wie er heil aus der Sache herauskommt. Hat Masters das erkannt?«

Der Gouverneur ließ die Frage offen. »Rhoda Masters hätte es spüren müssen, als ihr Mann die Wohnung betrat. Es war nicht so sehr sein Äußeres, obwohl der Schnurrbart fort war und Masters sein Haar wieder ebenso ungepflegt trug wie vor der Heirat. Es war in den Augen, um den Mund, in der Kinnhaltung. Rhoda Masters hatte ihr unauffälligstes Kleid angezogen, ihr Make-up reduziert und sich so gesetzt, daß das einfallende Tageslicht ihr Gesicht im Halbschatten ließ und nur auf das aufgeschlagene Buch in ihrem Schoß fiel. Sie wollte, sobald er

durch die Tür kam, aufschauen und ergeben auf sein erstes Wort warten. Dann erst wollte sie aufstehen, ruhig zu ihm hintreten und gesenkten Hauptes vor ihm stehenbleiben, um ihm unter Tränen alles zu gestehen. Danach würde er sie in die Arme schließen, und sie würde versprechen, versprechen, versprechen. Sie hatte sich diese Szene oft genug ausgemalt. Jetzt blickte sie von ihrem Buch auf. Ruhig stellte Masters seinen Koffer ab. Ruhig ging er zum Kamin, blieb davor stehen und sah ausdruckslos auf sie nieder, kalt, unpersönlich, interesselos. Er zog ein Blatt hervor und sagte geschäftsmäßig:

»Hier ist der Plan des Hauses. Ich habe es in zwei Teile geteilt. Die Küche und dein Schlafzimmer sind für dich, dieser Raum und das zweite Schlafzimmer für mich. Das Badezimmer kannst du benützen, sobald es frei ist.« Er beugte sich vor und ließ das Papier auf ihr geöffnetes Buch fallen. »Wenn kein Besuch da ist, hast du meine Räume nicht zu betreten.«

Rhoda Masters wollte etwas erwidern, aber er hob nur die Hand. »Ich spreche jetzt zum letztenmal privat mit dir. Antworten werde ich nicht mehr. Was du mir sagen willst, kannst du auf einem Zettel im Badezimmer lassen. Meine Mahlzeiten haben rechtzeitig auf dem Eßzimmertisch zu stehen. Du kannst essen, sobald ich fertig bin. Du erhältst mit jedem Monatsersten durch meine Anwälte zwanzig Pfund Wirtschaftsgeld. Die Scheidung ist eingeleitet, und du wirst sie nicht anfechten, kannst es gar nicht. Ich habe deinen Lebenswandel überwachen lassen und genug Beweise gegen dich. Die Scheidung wird ausgesprochen, sobald meine Dienstzeit hier abgelaufen ist, also in einem Jahr. Inzwischen benehmen wir uns in der Öffentlichkeit wie normale Eheleute.« Masters schob die Hände in die Taschen und blickte höflich auf seine Frau nieder. Jetzt waren ihre Tränen echt. Sie sah ganz verschüchtert aus, als wäre sie soeben geschlagen worden. Aber Masters blieb unerschütterlich: »Hast du noch eine Frage? Wenn nicht, dann packst du jetzt besser deine Sachen zusammen und

übersiedelst in die Küche.« Er sah auf die Uhr. »Ich wünsche das Nachtessen jeden Abend um acht. Es ist jetzt sieben Uhr dreißig.«

Wieder machte der Gouverneur eine Pause und sprach seinem Whisky zu. Dann fuhr er fort: »Das alles habe ich mir aus dem wenigen zusammengereimt, was Masters mir erzählt hat, und aus den detaillierteren Einzelheiten, die Rhoda Lady Burford mitteilte. Rhoda muß alles versucht haben, ihren Mann umzustimmen - Argumente, Bitten, hysterische Anfälle. Aber er blieb ungerührt. Es war an ihn nicht mehr heranzukommen. Ebensogut hätte ein Fremder seinen Platz einnehmen können. So mußte sie schließlich nachgeben. Geld hatte sie keines - auch nicht das Reisegeld, um nach England zurückzufahren, und für Schlafen und Essen mußte sie tun, was er befohlen hatte. Ein ganzes Jahr lang lebten sie so, höflich zueinander vor den Leuten, aber schweigend und abgesondert, sobald sie allein waren.

Wir staunten damals natürlich alle über die Veränderung, denn keiner von den beiden ließ etwas von der Wahrheit verlauten - sie hätten sich ihrer geschämt. Masters schien uns lediglich etwas zurückgezogener als früher, aber er leistete hervorragende Arbeit, und so war jedermann erleichtert und überzeugt, daß diese Ehe wie durch ein Wunder gerettet worden sei. Alles schien vergeben und vergessen.

Nun, das Jahr ging dahin, und für Masters wurde es Zeit, an seine Versetzung zu denken. Er ließ verlauten, daß Rhoda noch dableiben werde, um den Haushalt aufzulösen. Die beiden brachten die üblichen Abschiedsparties hinter sich, und es überraschte uns nur, daß Rhoda beim Abschied nicht mit zum Schiff gekommen war. Erst zwei Wochen später sickerte aus England die Nachricht von dem Scheidungsprozeß durch. Rhoda hatte danach im Regierungsgebäude eine lange Unterredung mit Lady Burford, und mit der Zeit kam die ganze Geschichte heraus, einschließlich ihres schrecklichen nächsten Kapitels.«

Der Gouverneur trank den Whisky aus und stellte sein Glas vorsichtig auf den Tisch. »Am Tag vor seiner Abreise hatte Masters offenbar eine Botschaft seiner Frau im Badezimmer vorgefunden. Sie müsse ihn unbedingt ein letztes Mal sprechen. Nun, solche Nachrichten hatte es schon öfter gegeben, und Masters hatte sie jedesmal zerrissen und die Papierfetzen auf dem Waschbeckenbord liegengelassen. Diesmal aber bestellte er sie für sechs Uhr abends ins Wohnzimmer. Rhoda Masters erschien pünktlich. Sie war ganz Demut und Reue, denn sie hatte es längst aufgegeben, Szenen zu machen oder an sein Mitleid zu appellieren. Sie stand still da und sagte, daß ihr nur zehn Pfund vom Haushaltsgeld geblieben seien, und daß sie praktisch mittellos dastehe. ›Du hast den Schmuck und den Pelz.‹

›Dafür bekomm ich, wenn es gut geht, fünfzig Pfund,‹ erwiderte sie.

›So wirst du eben arbeiten müssen.‹

›Es wird aber einige Zeit dauern, bis ich etwas finde. Ich muß auch irgendwo wohnen, das Haus muß ja binnen zwei Wochen geräumt sein. Willst du mir denn gar nichts dalassen? Soll ich verhungern?‹

Masters sah sie nüchtern an: ›Du bist hübsch, du wirst nicht verhungern.‹

›Philip, du *mußt* mir helfen! Du *mußt!* Es wird deiner Karriere schaden, wenn ich ins Regierungsgebäude betteln gehen muß.‹ Sie hatten das Haus möbliert gemietet, und außer ein paar Kleinigkeiten gehörte ihnen nichts darin. Der Besitzer hatte das Inventar schon seit einer Woche übernommen. Nur noch der Morris und ein Musikschrank waren geblieben. Den Schrank hatte Masters noch vor der Golfzeit gekauft, um seiner Frau einige Zerstreuung zu schaffen.

Philip Masters blickte sie ein letztes Mal an. ›Na, gut,‹ sagte er, ›du kannst den Wagen und den Musikschrank haben. Im

übrigen muß ich jetzt packen. Adieu.« Damit ging er hinauf in sein Zimmer.«

Der Gouverneur sah zu Bond hinüber. »Eine letzte, versöhnliche Geste, sollte man meinen!« Er lächelte grimmig. »Als Masters fort war, nahm Rhoda ihren Verlobungsring, ihre paar Schmucksachen und den Fuchspelz, stieg damit in den Wagen und fuhr nach Hamilton hinein. Bei diversen Pfandleihen brachte sie schließlich vierzig Pfund für den Schmuck und sieben für den Pelz zusammen. Dann fuhr sie zur Autofirma und verlangte den Direktor. Der staunte nicht schlecht, als sie ihn fragte, wieviel er ihr für den Morris geben wolle. »Aber, Madam, Mr. Masters hat doch einen Miet-Kaufvertrag und ist mit seinen Zahlungen stark im Rückstand! Hat er Ihnen nichts von dem Mahnschreiben gesagt, das wir ihm letzte Woche durch den Anwalt haben schicken lassen? Er hat uns daraufhin beschieden. Sie selbst würden kommen und die Sache in Ordnung bringen. Gestatten Sie! - er griff nach seinem Ordner und blätterte ihn durch - »ja, er schuldet uns noch genau zweihundert Pfund!« Natürlich brach Rhoda Masters jetzt in Tränen aus und hatte alle Mühe, den Direktor zu überreden, daß er den Wagen zurücknahm, obwohl er keine zweihundert Pfund mehr wert war. Sie mußte ihn aber gleich dalassen, samt Benzin und allem. Rhoda konnte nur ja sagen und mußte noch froh sein, daß die Firma sie nicht verklagte. Als sie aus der Garage trat und die heiße Straße hinunterging, ahnte sie bereits, was ihr beim Radiohändler bevorstand. Sie sollte recht behalten. Auch hier war es die gleiche Prozedur, nur mußte sie diesmal noch zehn Pfund zulegen, damit der Mann den Schrank überhaupt zurücknahm. Jemand fuhr sie dann zu ihrem Bungalow, und sie warf sich aufs Bett und weinte den ganzen restlichen Tag. Philip Masters hatte ihr noch zwei Tritte versetzt, als sie schon am Boden lag!« Nach einer Pause meinte der Gouverneur: »Ein ungewöhnlicher Fall, tatsächlich. Wenn man bedenkt, ein Mann wie Masters, freundlich, sensibel, der keiner Fliege ein Haar

krümmen konnte - und hier vollbrachte er eine der ausgeklügeltesten Grausamkeiten, deren ich mich bei meiner gewiß nicht kleinen Erfahrung entsinnen kann! Es war mein Gesetz, das hier funktionierte.« Der Gouverneur lächelte dünn. »Sie hätte *alles* tun dürfen - nur nicht jenes Minimum an Trost zerstören. So aber hatte sie eine unmenschliche Grausamkeit in ihm geweckt, eine Grausamkeit, wie sie vielleicht in uns allen schläft. Masters wollte dieser Frau so viel Leid antun, als er sich nur ausdenken konnte. Und der Trick mit dem Auto und dem Musikschrank war denn auch ein ganz brillant bösartiges Stück Grausamkeit, eine Art Zeitbombe, die sie an seinen Haß erinnern sollte, wenn er längst über alle Berge war.«

»Das muß sie ganz schön hergenommen haben«, meinte Bond. »Man möchte es nicht für möglich halten, zu welchen Dingen die Menschen imstande sind! Beinah könnte einem die Kleine leid tun. Was ist denn aus ihr geworden - und aus ihm?«

Der Gouverneur erhob sich und sah auf die Uhr. »Mein Gott, fast schon Mitternacht! Und ich habe meine Leute bis jetzt aufzuhalten - die könnten längst zu Bett sein« - er lächelte »und Sie auch!« Er trat zum Kamin und läutete. Ein Negerbutler erschien. Der Gouverneur entschuldigte sich wegen seines Versehens und trug ihm auf, alles abzuschließen und *das* Licht auszumachen. Auch Bond hatte sich erhoben. Der Gouverneur wandte sich ihm zu. »Kommen Sie, ich erzähle Ihnen den Rest beim Hinuntergehen. Ich begleite Sie wegen der Wache.«

Langsam schritten sie durch die langen Räume und über die breite Treppe hinunter in den Garten. Die Nacht war schön. Unter dem Mond jagten hoch am Himmel die Wolken dahin. Der Gouverneur erzählte weiter: »Masters kam im Dienst zwar voran, aber irgendwie stand seine Karriere nicht mehr im Einklang mit seinem guten Start. Seit der Bermuda-Geschichte schien etwas in ihm erstorben zu sein. Er war innerlich zum Krüppel geschlagen. Das war natürlich Rhodas Schuld, aber ich glaube, er wurde auch nicht mehr los, was *er* ihr angetan hatte.

Er war weiterhin tüchtig in seiner Arbeit, aber er hatte sein menschliches Empfinden verloren und brannte allmählich aus. Selbstverständlich heiratete er nicht wieder, und als er endlich pensioniert wurde, ging er nach Nigeria zurück, dorthin, wo einst die Menschen wahrhaft freundlich zu ihm gewesen waren. Wirklich ziemlich tragisch, wenn ich dran denke, wie Masters in unserer Jugend war.«

»Und das Mädchen?«

»Oh, der ging's eine Zeitlang ziemlich dreckig. Wir sammelten für sie. Später hatte sie verschiedene Posten, die man ihr aus Mitleid zuschanzte. Auch als Flughosteß wollte sie wieder ankommen, aber diesen Weg hatte sie sich mit ihrem Vertragsbruch versperrt. Auch gab es damals noch nicht so viele Fluglinien wie heute. Als die Burfords noch im selben Jahr nach Jamaika versetzt wurden, verlor sie ihre letzte Stütze, denn Lady Burford empfand noch immer eine Schwäche für sie. Nun stand Rhoda Masters nahezu mittellos da. Weil sie noch immer gut aussah, ließ sie sich der Reihe nach von einer Anzahl Männer aushalten, aber in einer kleinen Stadt wie Nassau sind auch diese Möglichkeiten bald erschöpft. So war sie drauf und dran, auf die Straße zu gehen und Ärger mit der Polizei zu bekommen, als nochmals die Vorsehung eingriff: es kam ein Brief von Lady Burford, worin diese schrieb, sie habe Rhoda einen Posten als Empfangsdame im Blue Hills Hotel vermitteln können, einem der ersten Hotels in Kingston. Das Fahrgeld lag bei. So fuhr Rhoda nach Jamaika, und ich glaube, daß man auf Bermuda wirklich erleichtert darüber war. Ich selbst war ja damals schon nach Rhodesien versetzt.«

Der Gouverneur und Bond hatten die breite Garteneinfahrt erreicht. Draußen schimmerte das für Nassau so typische Gewirr aus engen Straßen und hübschen, schindelgedeckten Häusern mit Giebeln und Baikonen. Der Wachposten präsentierte, der Gouverneur hob die Hand. Dann sprach er weiter: »Damit ist die Geschichte eigentlich zu Ende, es kommt nur noch eine letzte

Schicksalswendung. Eines Tages stieg ein kanadischer Millionär im Blue Hills ab, um für den Winter zu bleiben. Der nahm Rhoda Masters mit nach Kanada. Dort heirateten sie, und seither sitzt sie in der Wolle.«

»Das nenn ich aber Glück! Verdient hat sie's ja kaum.«

»Wahrscheinlich nicht, aber wer will das entscheiden! Das Leben ist eine verzwickte Sache - und vielleicht waren die Hauptschuldigen an der ganzen Angelegenheit seine Eltern. Sie hatten Masters einfach zu einem lebensuntauglichen Menschen erzogen. Aber wie gesagt, es ist nicht leicht, das zu beurteilen. Jedenfalls hat Rhoda den Kanadier sehr glücklich gemacht - zumindest sahen die beiden heute abend recht glücklich aus.« Bond mußte lachen. Plötzlich schien ihm die turbulente Dramatik seines eigenen Lebens hohl. Was war denn schon diese Castrogeschichte mit den zwei ausgebrannten Schiffen! War sie mehr als der Stoff für den Abenteuerstrip irgendeiner billigen Zeitung? Aber eine zufällige Bemerkung nach einer banalen Abendgesellschaft hatte plötzlich ein wirkliches Drama vor ihm aufgerollt, ein Drama der großen *Comédie Humaine*, wo die Leidenschaften der Menschen ein wirklicheres Spiel spielen als in allen Geheimdienstverschwörungen der Welt. Bond trat vor den Gouverneur hin und bot ihm die Hand. »Vielen Dank für Ihre Geschichte«, sagte er. »Ich habe Ihnen etwas abzubitten! Zuerst fand ich Mrs. Harvey Miller nur langweilig, aber dank Ihrer Erzählung werd ich sie nicht mehr vergessen. Ich muß mir künftig die Leute wirklich genauer ansehen - das hab ich heute abend gelernt.«

Sie schüttelten einander die Hand. Der Gouverneur lächelte. »Freut mich, daß die Geschichte Sie interessiert hat! Ich war schon in Sorge, Sie zu langweilen - wo Sie doch ein so aufregendes Leben führen! Und um die Wahrheit zu sagen: ich wußte wirklich nicht mehr, worüber wir nach dem Nachtessen hätten sprechen sollen. Das Leben im Kolonialdienst ist ziemlich eintönig.«

Sie sagten einander gute Nacht, und Bond ging die stillen Straßen hinunter zum British Colonial Hotel am Hafen. Er dachte an die Konferenz, die er kommenden Morgen mit der Küstenwache und dem FBI in Miami haben würde, und was ihn noch diesen Nachmittag daran interessiert hatte, schien ihm nun unwesentlich und langweilig.

## ***Der stumme Zeuge***

Das Unheil kam um 10 Uhr 30 in einem Taxi aus Kingston in Gestalt eines Mannes, der sich Commander James Bond nannte. Dabei hatte der Tag ganz normal begonnen. Major Dexter Smythe erwachte aus seinem Secconal-Schlaf und schluckte zwei Panadol-Tabletten, weil sein schwaches Herz ihm kein Aspirin erlaubte. Er duschte, setzte sich unter den Sonnenschirm und stocherte in seinem Frühstück herum. Dann verfütterte er die Reste an die Vögel, nahm die vorgeschriebene Dosis Anti-Koagulans und schluckte seine Tabletten gegen den hohen Blutdruck.

Dexter Smythe, Major i. R. der Royal Marines, war nur noch ein Schatten des einst so tapferen und erfolgreichen (besonders bei Frauen) Offiziers der Sondereinheit, in der er die letzten Jahre seiner militärischen Laufbahn verbrachte. Er war nun vierundfünfzig, ein alternder Mann mit schüttter werdendem Haar und zunehmendem Äquatorialumfang, der seine zwei ersten Koronar-Thrombosen bereits hinter sich hatte. Dr. Jimmy Greaves, den Smythe bald nach seiner Landung auf Jamaika beim Pokern kennengelernt hatte, bezeichnete den Herzanfall vor einem Monat als »zweite Warnung«. In Smythes Ohren klang das längst nicht so scherhaft, wie es gemeint war.

In einem seiner gut geschnittenen Anzüge, wenn man die Krampfadern nicht sah und wenn der diskret hinter einem eleganten Kummerbund verborgene Leibgürtel den Bauch zurückdrängte, gab er bei den Cocktail-Parties an der North Shore immer noch eine gute Figur ab. Seine Freunde und Nachbarn konnten nicht begreifen, warum er sich über die strenge Rationierung seines Arztes - zwei Whisky und zehn Zigaretten pro Tag - hinwegsetzte, wie ein Schlot qualmte und grundsätzlich jeden Abend betrunken zu Bett ging.

Dabei war die Erklärung höchst einfach: Jamaika hatte ihn unwiderruflich in den Klauen, er kam von der Insel nicht mehr

los. Während er rein äußerlich noch wie ein recht solides Stück Hartholz wirkte, hatten unter der glatten Oberfläche die Termiten der Tropenträgheit, des Sichgehenlassens, der Gewissensbisse wegen einer alten Sünde und ganz allgemein der Ekel über sich selbst den einst harten Kern zu feinem Mehl zerfressen.

Seit Marys Tod vor zwei Jahren hatte er der Liebe entsagt. Vielleicht hatte er auch Mary nicht geliebt, aber er vermißte sie und ihr fröhliches, oft ungereimtes Geplapper. Für den internationalen Pöbel der North Shore, mit dem er sich abgab, hatte er nichts als Verachtung übrig. Vielleicht hätte er mit den Gutsbesitzern im Innern der Insel, mit seriösen Männern, Politikern und anderen gediegenen Leuten Freundschaft schließen können, aber dann hätte er sich nicht mehr so dahintreiben lassen dürfen. Außerdem hatte er keine Lust, auf seine Flasche zu verzichten.

Major Smythe langweilte sich zu Tode. Eigentlich hätte er schon längst eine Überdosis Schlafmittel geschluckt, wenn nicht ein dünner Lebensfaden ihn hier an die Küste gefesselt hätte. Gewohnheitstrinker neigen dazu, die Charakteristika ihres Temperaments zu übertreiben. Major Smythe war Melancholiker. Düstere Phantasiebilder verbanden ihn mit den Vögeln, Insekten und Fischen, die seinen fast drei Hektar großen Grundbesitz bevölkerten. *Wavelets*, »kleine Wellen«, hatte er bezeichnenderweise seine kleine Villa an der blauen Küste mit dem Korallenriff davor genannt. Die Fische waren seine besonderen Freunde. Er kannte sie einzeln, da im Riff lebende Fische selten abwandern und recht seßhaft sind. Nach zwei Jahren liebte er sie und war überzeugt, daß auch sie ihn liebten. Zumindest kannten sie ihn und zeigten keinerlei Scheu, wenn er sich bei der täglichen Fütterung zwischen ihnen bewegte. Doch an diesem Morgen um 10 Uhr 30 erfuhr Major Smythes ohnehin schon recht tristes Dasein eine deutliche Wendung zum Schlechteren. Und an allem war dieser James Bond schuld.

Seinen Frühtrunk nahm er sonst um elf, aber seit einigen Monaten hatte er ihn auf 10 Uhr 30 vorverlegt. Er goß sich gerade seinen »Säufertrunk« ein - Brandy mit Ginger Ale -, da hörte er den Wagen in der Auffahrt.

Luna, seine farbige Haushälterin, kam in den Garten und verkündete: »Da will Sie einer sprechen, Major.«

»Wer denn?«

»Hat er mich gesagt, Major. Sagt nur, soll Ihnen sagen, er kommen von Regierung.«

Major Smythe trug nur eine alte Khakihose und Sandalen. Ein kalter Schauder lief ihm über den Rücken. Regierung? Was zum Teufel...

»Gut, Luna«, sagte er. »Bitte ihn ins Wohnzimmer und sage ihm, ich komme gleich.«

Er trat durch die Hintertür ins Haus, zog sich im Schlafzimmer ein weißes Buschhemd und eine Hose über und kämmte sich. Schon als er den hochgewachsenen Mann in dem dunkelblauen Tropenanzug am Panoramafenster seines Wohnzimmers stehen und aufs Meer hinausblicken sah, spürte Major Smythe das nahe Unheil. Als der Mann sich dann umdrehte und ihn aus ernsten, grau-blauen Augen prüfend ansah, da wußte Smythe, daß er in offizieller Mission hier war; und als der Mann sein Lächeln nicht erwiderte, wurde ihm klar, daß diese Mission nicht freundlich gemeint sein konnte. Ein Schauder lief Major Smythe über den Rücken. *Sie* waren ihm irgendwie dahintergekommen. »Soso, Sie kommen also von der Regierung. Ich bin Major Smythe. Wie geht's Sir Kenneth?« Von einem Händedruck war erst gar nicht die Rede.

»Ich habe ihn noch nicht gesehen«, antwortete der Mann. »Ich bin erst vor zwei Tagen eingetroffen und habe mich ein wenig auf der Insel umgesehen. Mein Name ist Bond, James Bond. Ich komme vom Verteidigungsministerium.«

Diese beschönigende Umschreibung von Secret Service war

Major Smythe noch gut bekannt. Sein Humor wirkte ein wenig verkrampt: »So - die alte Firma gibt's also noch?«

Bond überhörte die Frage. »Können wir uns hier irgendwo unterhalten?«

»Aber sicher. Wo Sie wollen. Hier oder im Garten? Wie wär's mit einem Drink?« Major Smythe hielt immer noch sein Glas in der Hand. Er ließ die Eiswürfel klappern. »Das ortsübliche Gift ist Rum mit Ginger Ale. Ich selbst trinke nur Ginger.« Die Lüge kam ihm so glatt über die Lippen wie jedem Alkoholiker.

»Nein, danke. Wenn Sie wollen, bleiben wir gleich hier.« Bond lehnte sich lässig an den breiten Fenstersims aus Mahagoniholz.

Major Smythe ließ sich in einem der bequemen Pflanzersessel nieder, die er von einem hiesigen Schreiner nach einem alten Original hatte nacharbeiten lassen. Er ließ ein Bein gemütlich über die Lehne baumeln. Aus der anderen Armlehne zog er den Glashalter heraus, nahm noch einen tiefen Schluck und schob dann sein Glas in den Holzring. Dabei gab er sich alle Mühe, ein Zittern seiner Finger zu unterdrücken. »So«, sagte er jovial und sah dem anderen gerade ins Auge. »Was kann ich für Sie tun? Hat sich jemand an der North Shore die Hände schmutzig gemacht? Brauchen Sie einen Nothelfer? Da leg ich mich gern wieder ins Geschirr. Ist schon eine ziemliche Weile her, aber so ganz aus der Übung bin ich noch nicht.«

»Darf ich rauchen?« Bond hielt seine Zigarettendose schon in der Hand. Sie war flach, aus mattem Stahl gearbeitet und faßte an die fünfzig Zigaretten.

Dieses kleine Zeichen einer gemeinsamen Schwäche gab Major Smythe ein wenig Auftrieb. »Aber sicher, mein lieber Freund.« Er griff nach dem Feuerzeug und machte eine Bewegung, als wolle er sich erheben.

»Danke, geht schon.« James Bond hatte sich die Zigarette bereits angezündet. »Nein, es handelt sich nicht um einen

lokalen Fall. Man hat mich zu Ihnen geschickt, weil ich Sie nach einigen Details Ihrer Arbeit bei Kriegsende fragen soll.« James Bond hielt inne und blickte prüfend auf Major Smythe herab. »Es geht insbesondere um die Zeit, die Sie für das *Miscellaneous Objectives Bureau*, das Amt für Sonderaufgaben, tätig waren.«

Major Smythe ließ ein grelles Lachen hören; es klang fast wie der Schrei eines getroffenen Mannes. Das hatte er kommen sehen! Er war ganz sicher, daß es kommen mußte. Aber als dieser James Bond es aussprach, da konnte er sich das Lachen nicht verkneifen.

»Gott ja, natürlich! Das gute alte MOB! War das ein Spaß!« Er lachte wieder. Seine Brust saß wie in einer eisernen Zwinge. Ihm war klar, was nun kommen mußte, und der Druck in seiner Brust wurde immer schmerzhafter. Er schob die Hand in die Hosentasche, holte eine von den weißen TNT-Pillen aus dem Röhrchen und steckte sie möglichst unauffällig in den Mund. Der gespannte Ausdruck des andern, der Blick aus den engen Augen, amüsierte Major Smythe. Schon gut, mein Sohn. Es ist keine Todeskapsel.

»Haben Sie auch Ärger mit Sodbrennen? Nein? Mich erwischts nach jedem Zug durch die Gemeinde. Letzte Nacht zum Beispiel. Party in der *Jamaica Inn*. Man sollte wirklich nicht mehr so tun, als ob man noch fünfundzwanzig wäre. Aber reden wir lieber vom MOB. Sind wahrscheinlich nicht mehr viele von uns übrig.« Er spürte, wie der ziehende Schmerz aus seiner Brust wich. »Hat es etwas mit den offiziellen Protokollen zu tun?«

Bond betrachtete die Glut an seiner Zigarette. »Nicht direkt.«

»Sie wissen vermutlich, daß ich für die amtlichen Aufzeichnungen den größten Teil der Beiträge über unsere Einheit verfaßt habe. Ist lange her. Glaube kaum, daß ich heute noch etwas hinzufügen könnte.«

»Auch nichts für das Unternehmen in dem Tiroler Ort Oberaurach in der Nähe von Kitzbühel?«

Dieser Name hatte Major Smythe all die Jahre hindurch verfolgt. Ein gequältes Lachen entrang sich seinen Lippen. »Ein Kinderspiel! Leichter ging's gar nicht. Die harten Burschen von der Gestapo waren alle stinkbesoffen. Aber ihre Akten, die waren tipptopp geführt. Haben uns das Zeug ohne Widerrede ausgehändigt. Vielleicht wollten sie sich damit ihr Los erleichtern. Wir haben die Unterlagen flüchtig überprüft und dann die ganze Bande ins Lager München abgeschoben. Hab danach von den Burschen nichts mehr gehört. Wahrscheinlich sind die meisten als Kriegsverbrecher gehenkt worden. Die Papiere haben wir in Salzburg dem Hauptquartier übergeben. Danach haben wir bei Mittersill am Großglockner nach dem nächsten Versteck gesucht.« Major Smythe trank einen großen Schluck aus seinem Glas und zündete sich eine Zigarette an. Dann blickte er auf. »Tja, das war's wohl in großen Zügen.«

»Soviel ich weiß, waren Sie damals Stellvertreter des Kommandeurs. Chef der Einheit war ein gewisser Colonel King aus General Pattersons Armee.«

»Stimmt. Ein netter Kerl. Mit seinem Schnurrbart hat er gar nicht wie ein Amerikaner ausgesehen. Und ein Weinkenner! Ein sehr kultivierter Bursche.«

»In seinem Bericht über das Unternehmen erklärte er, daß er Ihnen alle Unterlagen zur Durchsicht gegeben hätte, weil Sie damals der Experte für Deutsch in der Einheit waren. Sie haben die Unterlagen dann mit entsprechenden Bemerkungen wieder zurückgegeben?« James Bond machte eine Pause. »Jedes einzelne Papier?«

Major Smythe überhörte die Anspielung. »Ja, das stimmt. Es waren in der Hauptsache Namenslisten der Abwehr. Die CI-Leute in Salzburg waren von dem Material begeistert. Das gab eine Menge neuer Hinweise. Die Originale müssen noch

irgendwo rumliegen, nehme ich an. Sie sind auch bei den Nürnberger Prozessen benutzt worden... Ja, tatsächlich!« Major Smythe verlor sich in Erinnerungen. »Das waren wohl die schönsten Monate meines Lebens, das Vagabundendasein mit dem MOB. Wein, Weib und Gesang! Wirklich, eine herrliche Zeit.« In diesem Punkt sagte Major Smythe die reine Wahrheit. Für ihn war der Krieg bis 1945 gefährlich und ungemütlich gewesen. Als 1941 die Sonderkommandos gebildet wurden, ließ er sich freiwillig von den Royal Marines ins Vereinigte Hauptquartier unter Mountbatten versetzen. Sein ausgezeichnetes Deutsch (seine Mutter stammte aus Heidelberg) hatte ihm die undankbare Aufgabe eingetragen, als Dolmetscher die Vorhut über den Kanal begleiten zu dürfen. Er hatte aber Glück und überstand die zwei Jahre unversehrt und erhielt für seine Verdienste die selten verliehene Militärauszeichnung eines *Officer of the British Empire*.

Gegen Kriegsende wurde dann vom Secret Service und dem Gemeinsamen Hauptquartier die Sondereinheit MOB gebildet. Major Smythe war vorübergehend mit den Rangabzeichen eines Lieutenant-Colonel versehen und mit der Bildung einer Sondereinheit beauftragt worden, die nach dem Zusammenbruch der Deutschen die Verstecke der Gestapo und der Abwehr auszuräumen hatte.

Davon erfuhr der amerikanische OSS und bestand auf einer Beteiligung an der Aktion. Die Folge war, daß nach dem Waffenstillstand nicht eine, sondern sechs derartige Einheiten die Arbeit in Deutschland und Österreich aufnahmen. Jede der zwanzig Mann starken Gruppen verfügte über einen Panzerspähwagen, sechs Jeeps, einen Funkwagen und drei Lastwagen. Die Leitung lag bei einer anglo-amerikanischen Kommandostelle im Alliierten Oberkommando, von der sie auch die Einsatzbefehle erhielten.

Major Smythe war stellvertretender Kommandeur des Sonderkommandos A, dem Tirol zugeteilt worden war. Von dort

aus gab es zahlreiche Fluchtwege nach Italien; deshalb wimmelte es in den schwer zugänglichen Gebirgstälern von Leuten, hinter denen das MOB her war.

Die Sache war wirklich ein Kinderspiel, wie Major Smythe gesagt hatte. Alles lief ohne einen einzigen Schuß ab. Bis auf die beiden Schüsse, die Major Smythe persönlich abgab...

James Bond fragte beiläufig: »Sagt Ihnen der Name Hannes Oberhauser etwas?«

Major Smythe legte die Stirn in angestrennte Falten, »Nicht daß ich wüßte.« Es war fünfundzwanzig Grad im Schatten; aber er fröstelte.

»Dann möchte ich Ihrem Gedächtnis etwas nachhelfen. An dem Tag, als Ihnen die Dokumente zur Durchsicht übergeben wurden, erkundigten Sie sich im Hotel Tiefenbrunner nach dem besten Bergführer. Man verwies Sie an Oberhauser. Am Tage darauf baten Sie Ihren Chef um einen Tag Urlaub. Er wurde gewährt. Sehr früh am folgenden Morgen gingen Sie zum Haus des Bergführers, verhafteten ihn und fuhren mit ihm in Ihrem Jeep weg. Erinnern Sie sich wieder?«

Diese Phrase von »Gedächtnis etwas nachhelfen! Wie oft hatte Major Smythe sie selbst bei Verhören benutzt. Immer mit der Ruhe! sagte er sich. Du weißt seit Jahren, daß so etwas auf dich zukommen würde. Major Smythe schüttelte zweifelnd den Kopf. »Nein, leider nicht.«

James Bond zog ein dünnes, in blaues Leder gebundenes Notizbuch aus der Tasche und blätterte darin. Dann sah er von den Seiten auf. »Damals waren Sie mit einer Webley & Scott 0,45 bewaffnet. Sie trug die Seriennummer 8967/362.«

»Ja, es war eine Webley. Verdammt unhandliches Ding. Hoffentlich habt ihr heutzutage etwas Praktischeres - eine Luger oder eine schwere Beretta. Die Nummer ist mir allerdings nie aufgefallen.«

»Sie stimmt aber«, erklärte James Bond. »Das Hauptquartier

hat mir das Datum der Ausgabe an Sie und auch das Datum genannt, an dem Sie die Waffe wieder ablieferen. Sie haben beidemale gegengezeichnet.«

Major Smythe zuckte die Achseln. »Na schön, dann wird's wohl meine Waffe gewesen sein.« Er bemühte sich, seiner Stimme einen gereizten, ungeduldigen Klang zu geben. »Aber darf ich vielleicht fragen, was das alles soll?«

James Bond sah ihn leicht verwundert an. Beinahe freundlich sagte er: »Das wissen Sie doch selbst am besten, Smythe.« Er hielt inne und schien nachzudenken. »Ich mache Ihnen einen Vorschlag, Smythe: Ich gehe in den Garten und gebe Ihnen fünf oder zehn Minuten Bedenkzeit. Wenn Sie soweit sind, rufen Sie mich.« Sehr ernst fügte er hinzu: »Mir wäre es lieber, die ganze Geschichte noch einmal von Ihnen selber zu hören.« Smythe starrte ihm nach, wie er zur Gartentür ging. Am Ausgang drehte sich Bond noch einmal um. »Ich fürchte, Ihre Aussage ist nur noch eine reine Formsache. Ich habe mich gestern in Kingston ausführlich mit den Brüdern Fu unterhalten.« Dann trat er auf den Rasen hinaus.

In gewisser Hinsicht fühlte sich Major Smythe erleichtert. Jetzt war die Nervenprobe vorbei. Er brauchte keine Alibis und keine Ausreden mehr zu erfinden. Wenn dieser Bond mit einem der Brüder Fu gesprochen hatte, dann wußte er alles. Keiner der beiden wollte es sich mit der Regierung verderben, und außerdem waren nur noch knapp zwanzig Zentimeter von dem Zeug übrig. Major Smythe stand hastig auf, trat an das Barschränkchen und goß sich viel Brandy und wenig Ginger Ale ein. Genieße, solange du noch kannst, sagte er sich. In Zukunft wird es keinen Brandy mehr geben.

Er setzte sich wieder in den Sessel und zündete sich die zwanzigste Zigarette an diesem Vormittag an. Er sah auf die Uhr. Gleich 11 Uhr 30. Wenn es ihm gelang, den Kerl in einer Stunde loszuwerden, dann blieb ihm noch genug Zeit für seine Freunde draußen im Korallenriff.

Zu den Bewohnern des Riffs gehörte auch ein Octopus, ein wirklich lieber Kerl. Vielleicht noch ein Monat, dann hatte er ihn gezähmt - aber so viel Zeit blieb ihm wohl nicht mehr. Dabei hatte er dem freundlichen Professor Bengry vom Institut die Lösung einer höchst interessanten wissenschaftlichen Frage versprochen: Einen gefährlichen Feind hatte der Octopus im Riff, den Skorpionfisch oder *Scorpaena Plumieri*. Diese Fische bewohnen fast alle südlichen Gewässer. Auch der *Rascasse*, aus dem man die schmackhafte Bouillabaise macht, gehört zu dieser Gattung.

Der westindische Skorpionfisch wird nur etwa vierzig Zentimeter lang und ein Pfund schwer. Er ist mit seinem amboßförmigen Kopf, der schmutzig-braunen Farbe und den dicken, fleischigen »Augenbrauen« mit Abstand der häßlichste Fisch weit und breit, als hätte die Natur selbst vor ihm warnen wollen. Wenn er die Augenfalten herabließ und sich ruhig verhielt, konnte man ihn vor dem Hintergrund des Riffs kaum noch erkennen.

So klein der Skorpionfisch ist, er kann mit seinem mächtigen Maul, das mit scharfen Zähnen ausgestattet ist, die meisten der kleineren Riffbewohner fressen. Seine gefährlichste Waffe ist jedoch das Gift in der aufstellbaren Schwanzflosse. Ein kleiner Ritzer mit den nadelscharfen Spitzen der Flosse kann einen Menschen töten.

Einen solchen Skorpionfisch mußte Major Smythe finden, speeren und dem Octopus als Nahrung anbieten. Das war nämlich Professor Bengrys wissenschaftliches Problem: Würde der eine gefährliche Beherrscher der See den anderen erkennen? Wußte der Octopus um das tödliche Gift? Fraß er vielleicht den Bauch des Fisches, und ließ er die Flossen übrig? Oder verschlang er den Skorpionfisch ganz? Wenn ja, schadete ihm das Gift? Diese Fragen wollte Major Smythe beantworten, auch wenn es das Ende seines Lieblings mit den vielen Armen bedeutete. Auf diese Weise ließ sein verpfuscktes Leben

vielleicht in irgendeinem verstaubten wissenschaftlichen Werk noch eine winzige Spur zurück.

Major Smythe rief seine Gedanken zur Ordnung. Er konnte James Bond jetzt eine lange Geschichte darüber erzählen, wie damals das Wetter in den Alpen war und wie die Bergblumen rochen. Oder er konnte es kurz und schmerzlos machen.

Major Smythe entschied sich für die Kürze. Er goß sich noch einen steifen Brandy ein und trat in den Garten hinaus. James Bond blickte aufs Meer und drehte sich nicht einmal um, als Major Smythe sich einen der Gartenstühle heranzog.

Damals, in dem geräumigen Doppelzimmer oben im Hotel Tiefenbrunner, da hatte Major Smythe noch nichts Besonderes gesucht, als er auf dem freien Bett die Aktenmappe und ganze Bündel graues Kriegspapier ausbreitete. Er hatte eigentlich nur Stichproben genommen und sich besonders auf die Akten mit dem roten Stempel GEHEIME KOMMANDOSACHE! STRENG VERTRAULICH! konzentriert. Davon gab es nicht allzu viele. Zumeist handelte es sich um vertrauliche Berichte über hohe Tiere der Deutschen, um entschlüsselte alliierte Geheimcodes und geheime Lager von Nahrungsmitteln, Munition und Waffen, Spionageberichten, Personalakten von Gestapoleuten und dergleichen. Eine ungeheure Beute! Da es sich hierbei um die eigentliche Aufgabe der Sondergruppe A handelte, ging Major Smythe diese Papiere mit steigender Erregung durch. Ganz unten in dem Paket entdeckte er einen einzelnen, mit rotem Wachs versiegelten Umschlag. NUR IM ÄUSSERSTEN NOTFALL ZU ÖFFNEN! stand darauf. Er enthielt ein einziges Blatt Papier. Es trug keine Unterschrift und nur wenige, mit roter Tinte geschriebene Worte: VALUTA. Darunter stand: WILDER KAISER, FRANZISKANER-KLAUSE. 100 M ÖSTL. STEINHÜGEL WAFFENKISTE, 2 Barren 24 KT. Dann folgten einige Maßangaben in Zentimetern.

Major Smythe deutete die Länge mit den Händen an, als erzählte er von einem Fisch, den er einmal geangelt hatte. Jeder

Barren mußte fast die Größe zweier normaler Ziegelsteine aufweisen. Dabei bekam man für eine simple Goldmünze von nur 18 Karat zwei oder drei Pfund! Ein gewaltiges Vermögen - vierzig-, fünfzigtausend Pfund. Vielleicht gar hundert... Wenn nun jemand hereinkäme...

Hastig riß er ein Streichholz an, verbrannte den Umschlag und das Blatt Papier, zerkrümelte die Asche und spülte sie die Toilette hinunter. Dann faltete er seine österreichische Generalstabskarte der Gegend auseinander und hatte kurz danach die Franziskaner-Klause gefunden. Sie war als unbewohnte Schutzhütte dicht unterhalb des höchsten der östlichen Gipfel des Wilden Kaisers auf einem Bergsattel eingetragen. Sein Fingernagel machte da, wo der Steinhügel sein mußte, eine kleine Kerbe in das Papier. Nur etwa fünfzehn Kilometer oder fünf Stunden Klettern trennten ihn von einem Vermögen. Major Smythe beantragte einen Urlaubstag, genau wie James Bond es beschrieben hatte. Dann ging er zu dem Bergführer Hannes Oberhauser, verhaftete ihn und erzählte der unter Tränen protestierenden Familie, er brächte Oberhauser zur Vernehmung nach München. Wenn der Bergführer eine reine Weste hätte, würde er in spätestens einer Woche wieder zu Hause sein. Sollte die Familie Ärger machen, dann könnte sich das für Oberhauser nur nachteilig auswirken.

Seinen Namen nannte Smythe nicht. Vorsorglich hatte er auch die Nummer seines Jeep unleserlich gemacht. In vierundzwanzig Stunden war die Sondereinheit A wieder unterwegs, und ehe Kitzbühel eine Militärkommandantur erhielt, war der Zwischenfall längst im Durcheinander der Besetzung untergegangen. Oberhauser entpuppte sich als ganz netter Bursche, nachdem er seine anfängliche Furcht erst einmal überwunden hatte. Sie unterhielten sich angeregt über Skifahren und Bergsteigen; Oberhauser war vor dem Krieg Skilehrer gewesen, Smythe hatte so manche Bergtour gemacht.

Ihr Weg führte sie am Fuß des Wilden Kaisers entlang in

Richtung Kufstein. Major Smythe fuhr langsam und machte ab und zu eine bewundernde Bemerkung über die Gipfel, die vom Rot der Morgendämmerung übergossen waren. Unterhalb des Goldenen Gipfels - so nannte Smythe den Berg bei sich - hielt er schließlich auf einem Wiesenhang an. Er wandte sich Oberhauser zu und sagte freundschaftlich: »Oberhauser, Sie sind ein Mann nach meinem Herzen! Wir haben so viele gemeinsame Interessen. Aus unserer Unterhaltung weiß ich, daß Sie bestimmt nicht mit den Nazis unter einer Decke gesteckt haben. Will Ihnen mal einen Vorschlag machen: Wir klettern heute ein bißchen im Wilden Kaiser herum, dann bringe ich Sie nach Kitzbühel zurück und erzähle meinen Vorgesetzten, in München bei der Vernehmung hätten sich keine Verdachtsmomente gegen Sie ergeben.« Er lachte ihn an. »Nun, was meinen Sie dazu?« Oberhauser war vor Dankbarkeit den Tränen nahe. Trotzdem bat er um irgendein Papier, das ihn als guten Bürger auswies. Smythe versprach es ihm. Seine Unterschrift würde dafür genügen.

Sie wurden schnell einig. Der Jeep wurde außer Sichtweite der Straße im Wald versteckt, dann kletterten sie durch die duftenden Tannenwälder der Vorberge empor.

Major Smythe war für die Bergtour gut gerüstet. Er trug ein leichtes Hemd unter der Buschjacke, eine dünne, aber feste Hose und ein Paar ausgezeichneter Bergschuhe mit rutschfester Gummisohle, wie sie die Fallschirmjäger benutzten. Sein einziges Gepäck war die Webley & Scott; Oberhauser war immerhin ein Feind. Deshalb wagte er auch nicht den Vorschlag, der Major sollte die Waffe irgendwo verstecken. Oberhauser trug seinen besten Anzug und die Sonntagsstiefel, aber das schien ihn nicht zu stören. Er versicherte Major Smythe, daß sie für ihre Klettertour weder Seile noch Steigeisen brauchten, außerdem befände sich genau über ihnen eine Schutzhütte, wo sie rasten konnten - die Franziskaner-Klause. »So, wirklich?« fragte Major Smythe.

»Ja - und gleich darunter liegt ein kleiner Gletscher. Der ist sehr hübsch, aber wir werden um ihn herumklettern. Zu viele Gletscherspalten.«

»So?« murmelte Major Smythe nachdenklich und starre auf Oberhausers Nacken, der nun mit Schweißperlen bedeckt war. Ein verdammter Feind mehr oder weniger - was machte es schon aus? Oberhauser war kein Problem; etwas anderes bereitete Major Smythe viel mehr Sorgen: Wie sollte er das Zeug zu Tal schaffen? Er nahm sich vor, sich die Barren irgendwie auf den Rücken zu binden. Den größten Teil des Weges konnte er sie wahrscheinlich in der Munitionskiste - oder was immer es war - hinter sich bergab schleppen.

Die Kletterei war lang und ermüdend. Sie erreichten die Baumgrenze. Da trat die Sonne hinter den Wolken hervor, und es wurde sehr heiß. Im Zickzack überwanden sie den ständig steiler werdenden Geröllhang. Unter ihren Schuhen lösten sich immer wieder einzelne Steine und sprangen polternd ins Tal. Schließlich näherten sie sich dem steil in den blauen Himmel aufragenden Felsturm.

Sie hatten inzwischen Jacke und Hemd geöffnet. Der Schweiß lief ihnen aus allen Poren. Oberhauser hinkte, aber sie kamen trotzdem gut voran. An einem kleinen Bach mit klarem Bergwasser legten sie eine Pause ein und erfrischten sich. Oberhauser machte Smythe ein Kompliment wegen seiner guten Kondition. Knapp und nicht gerade wahrheitgemäß antwortete Major Smythe, alle britischen Soldaten seien stets top-fit. Dann machten sie sich wieder auf den Weg. Der Felshang war nicht schwierig. Das hatte Major Smythe schon vorher gewußt - sonst wäre es nicht möglich gewesen, oben auf dem Sattel die Schutzhütte zu errichten. In den Stein waren Tritte geschlagen, und gelegentlich steckten noch Eisen in Felsspalten. Die schwierigeren Übergänge hätte er aber nicht allein gefunden. Jetzt war er froh, einen erfahrenen Bergführer mitgebracht zu haben.

Einmal löste sich unter Oberhausers tastender Hand ein Steinbrocken, den viele Jahre Frost und Schnee gelockert hatten. Er sauste hinab in die Tiefe. Da fiel Major Smythe das Problem des Lärms ein.

»Sind hier eigentlich viele Leute in der Nähe?« fragte er, während er den Steinbrocken zwischen den obersten Bäumen verschwinden sah.

»Keine Menschenseele zwischen hier und Kufstein«, antwortete Oberhauser mit einer weit ausholenden Handbewegung. »Keine Weiden. Kaum Wasser. Nur Bergsteiger kommen hier rauf. Und seit Ausbruch des Krieges...« Er verschluckte das Ende des Satzes.

Sie umgingen den bläulich schimmernden Gletscher und stiegen das letzte Stück zum Sattel hinauf. Major Smythe maß mit den Blicken die Breite und Tiefe der Spalten, in die er von oben hineinsah. Es mußte reichen! Genau oberhalb, etwa dreißig Meter über der Felskante, waren die verwitterten Balken der alten Schutzhütte zu erkennen. Major Smythe schätzte die Neigung des Geländes ab - es war ein fast senkrechter Absturz. Wann?

Jetzt oder lieber später?

Er entschied sich für später, weil der letzte Quergang ihm nicht ganz klar war.

Nach genau fünf Stunden erreichten sie die Hütte. Major Smythe entschuldigte sich mit einem menschlichen Bedürfnis und spazierte langsam die Felskante entlang nach Osten. Dabei hatte er keinen Blick für das atemberaubende Panorama der österreichischen und bayerischen Bergwelt, das sich nach beiden Seiten bis in die nebelhafte Ferne erstreckte. Sorgfältig zählte er die Schritte. Nach genau hundertzwanzig Schritten stand er vor einem Steinhaufen - vielleicht dem Andenken an einen abgestürzten Bergsteiger. So sah es auf den ersten Blick aus. Aber Major Smythe wußte es besser. Es juckte ihn in den

Fingern, die Steine gleich an Ort und Stelle auseinanderzureißen. Er widerstand diesem Impuls, zog seine Webley & Scott heraus, warf einen Blick durch den Lauf und ließ die Trommel rotieren. Dann ging er zu dem Bergführer zurück. Hier in einer Höhe von dreitausend Metern oder mehr war es kalt. Oberhauser war schon in die Hütte gegangen und legte ein Feuer an. Major Smythe hatte Mühe, sich seinen Schrecken nicht anmerken zu lassen.

»Oberhauser!« rief er gutgelaunt. »Kommen Sie heraus, und erklären Sie mir mal die Gegend! Einen herrlichen Blick hat man von hier!«

»Sicher, Herr Major.« Oberhauser verließ hinter Major Smythe die Schutzhütte. Er griff in seine Hüfttasche und zog etwas in Papier Eingewickeltes hervor. Er schlug das Papier beiseite - es war eine runzelige Hartwurst.

»Es ist nur eine ganz einfache Wurst«, sagte er schüchtern. »Wir nennen sie ›Soldat‹. Geräuchert. Hart, aber sie schmeckt gut.« Er lächelte. »So ähnliche Würste essen Sie auch immer in den Wildwest-Filmen. Wie heißen sie doch?«

»Biltong«, antwortete der Major. »Lassen Sie sie in der Hütte, wir essen sie nachher. Kommen Sie zu mir her! Kann man von hier aus Innsbruck sehen? Was sind das für Berge?« Oberhauser verschwand hastig in der Hütte und kam sofort wieder zum Vorschein. Während er redete und hier einen Gipfel, dort einen spitzen Kirchturm erklärte, hielt sich der Major dicht hinter ihm.

Dann standen sie genau oberhalb des Gletschers. Major Smythe zog seinen Revolver und feuerte aus einer Entfernung von einem halben Meter zweimal auf Oberhausers Genick. Die Wucht der beiden Treffer riß den Bergführer nach vorn über die Felskante. Major Smythe beugte sich vor. Oberhausers Körper schlug nur zweimal auf dem Felshang auf und krachte dann auf den Gletscher - aber nicht auf das zerklüftete obere Ende, sondern etwa in der Mitte auf eine glatte Fläche alten

Firnschnee. »Verdammt!« knurrte Major Smythe.

Die Berge gaben das Echo der beiden hallenden Schüsse mehrfach zurück, dann erstarb es. Major Smythe warf einen letzten Blick auf den dunklen Fleck, der sich deutlich von der weißen Fläche abhob. Dann rannte er den Sattel entlang.

Immer schön eins nach dem anderen!

Er ging vor dem Steinhaufen in die Hocke, packte die Steine und warf sie willkürlich nach links und rechts den Berg hinunter. Seine Hände bluteten bald, aber er merkte es kaum. Nur noch vierzig oder fünfzig Zentimeter, dann hatte er den Haufen abgetragen.

Immer noch nichts! Nicht die Bohne.

Fiebernd beugte er sich über die allerletzten Steinbrocken. Da - endlich! Die Kante einer Blechkiste. Er räumte noch ein paar Steine beiseite, dann lag die alte graue Wehrmachts-Munitionskiste vor ihm. Ein paar zerkratzte Buchstaben waren darauf noch zu erkennen.

Major Smythe stöhnte vor Freude laut auf. Er setzte sich keuchend auf einen Felsbrocken. Seine Gedanken kreisten um Bentleys, Monte Carlo, luxuriöse Wohnungen, Cartier, Champagner, Kaviar und seltsamerweise - er spielte gern Golf - auch um einen kompletten Satz Henry-Cotton-Golfschläger. Eine volle Viertelstunde lang saß Major Smythe, trunken von Vorfreude, da und starre die graue Blechkiste an. Dann warf er einen Blick auf die Uhr und sprang auf. Höchste Zeit, die belastenden Indizien loszuwerden!

Die Munitionskiste hatte auf jeder Seite einen Griff. Major Smythe hatte damit gerechnet, daß sie ziemlich schwer sein mußte, und ihr Gewicht in Gedanken mit dem schwersten Gegenstand verglichen, den er jemals hatte persönlich schleppen müssen - einem vierzigpfündigen Lachs, den er kurz vor dem Krieg in Schottland gefangen hatte. Doch die Kiste erwies sich mehr als doppelt so schwer. Er mußte alle Kraft

zusammennehmen, um sie aus dem Loch herauszuheben und auf das kümmerliche Almengras zu stellen. Er schlängelte sein Taschentuch durch einen der Griffe und zerrte die Kiste ungeschickt den Bergsattel entlang bis zur Schutzhütte. Dort setzte er sich auf die Schwelle und schlug seine kräftigen Zähne in Oberhausers Hartwurst, ohne einen Blick von der Kiste zu lassen. Dabei überlegte er, wie er seine fünfzigtausend Pfund - so hoch bewertete er seine Beute - ins Tal hinunter und in ein neues Versteck schaffen sollte.

Die Wurst war hart, deftig gewürzt und voller Speckgrieben, die Smythe zwischen den Zähnen steckenblieben. Er holte die lästigen Brocken mit einem abgebrochenen Streichholz aus den Zähnen und spuckte sie in die Gegend. Dann meldete sich plötzlich sein in der Spionageabwehr geschulter Verstand. Peinlich genau suchte er sämtliche Speck- und Fleischstückchen zwischen den Steinen zusammen und schluckte sie.

Von diesem Augenblick an war er ein Verbrecher - es war ebenso, als hätte er eine Bank beraubt und den Wächter erschossen. Aus dem Hüter des Gesetzes war ein Krimineller geworden. Das durfte er keine Sekunde lang vergessen! Der kleinste Fehler konnte sein Ende bedeuten. Also mußte er unendlich vorsichtig sein - und, bei Gott, das wollte er auch. Die größte Sorgfalt lohnte sich, wenn man danach für den Rest seines Lebens reich und glücklich war.

Er verwischte auf fast lächerlich pedantische Weise jede Spur seiner Anwesenheit in der Schutzhütte. Dann zerrte er die Munitionskiste bis an die Felskante und kippte sie mit einem stummen Stoßgebet hinaus ins Leere, hinunter in den Abgrund. Die graue Kiste überschlug sich langsam in der Luft, prallte auf dem ersten Steilhang unterhalb der senkrechten Felsen auf und segelte in weitem Bogen noch einmal fünfzig Meter tiefer hinab. Dort landete sie mit metallischem Klirren zwischen Geröll und Steinschutt. Ob sie beim Aufprall aufgeplatzt war, konnte Major Smythe nicht erkennen. Es war ihm auch gleichgültig - sollte der

Berg ihm ruhig einen Teil der Arbeit abnehmen! Nach einem letzten Rundblick ließ er sich vorsichtig über die Kante hinab. Er prüfte sorgfältig jedes Klettereisen, jeden Tritt und jeden Griff, ehe er ihm sein Gewicht anvertraute. Sein Leben war jetzt wesentlich kostbarer als beim Aufstieg. Er erreichte den Rand des Gletschers und trottete durch den tauenden Schnee auf den dunklen Fleck zu. Die Fußspuren ließen sich nicht vermeiden. Nach ein paar Tagen würde die Sonne sie ohnehin weggeschmolzen haben. Dann stand er vor der Leiche. Im Laufe des Krieges hatte er viele Tote gesehen, und Blut und gebrochene Knochen rührten ihn nicht. Er schlepppte Oberhausers sterbliche Überreste zur nächsten ausreichend tiefen Gletscherspalte und warf sie hinein. Dann umrundete er vorsichtig den Rand der Spalte und schlug mit dem Absatz auf der anderen Seite eine überhängende Schneewächte los. Der Schnee begrub die Leiche.

Zufrieden mit seiner Arbeit, kehrte Major Smythe genau in seinen alten Fußspuren zum Rand des Gletschers zurück und stieg zur Aufschlagstelle der Munitionskiste hinunter. Der Berg hatte ihm die Arbeit abgenommen; der Deckel war aufgesprungen. Beinahe lässig riß er die Verpackung aus fester Pappe auf. Die beiden großen Metallblöcke blitzten ihm im Sonnenlicht entgegen. Er erkannte den Prägestempel der Deutschen Reichsbank, das Hakenkreuz im Kranz mit dem Adler darüber. Darunter das Jahr 1943. Major Smythe nickte zufrieden, stopfte die Verpackung wieder in die Munitionskiste und hämmerte den verbogenen Deckel mit einem Stein zurecht, bis er wieder halbwegs schloß. Dann band er das Halfter seiner Webley um einen der Griffe und stolperte den Berg hinunter, wobei er die Kiste mühsam hinter sich herzerrte. Es war inzwischen dreizehn Uhr. Die Sonne brannte unbarmherzig auf ihn herab. Stirn, Hals und Brust röteten sich und begannen zu brennen. Zum Teufel damit! Er hielt am Abfluß des Gletschers an, tauchte sein Taschentuch ins eiskalte Wasser und band es

sich um die Stirn. Dann trank er ein paar lange Züge und machte sich wieder auf den Weg. Ab und zu, wenn die Munitionskiste ihn zu überholen suchte und gegen seine Fersen schlug, fluchte er vor sich hin. Aber diese kleinen Unbequemlichkeiten waren ein Kinderspiel im Vergleich zu der Anstrengung, die ihn erwartete, wenn er erst einmal ebenes Gelände erreichte. Noch half ihm die Schwerkraft, doch dann kamen ein oder zwei Kilometer, wo er das verdammte Zeug schleppen mußte.

Aber schließlich kann man schon einige Strapazen auf sich nehmen, wenn man dafür zum Millionär wird! Als er ebenes Gelände erreichte, setzte er sich erst einmal unter einen Baum ins Moos und ruhte sich aus. Dann breitete er sein Buschhemd aus und wuchtete die beiden Goldbarren aus der Kiste. Er legte sie mitten auf das Hemd und band die Hemdschöße fest an die Schultern. Er grub ein flaches Loch in den weichen Boden, ließ die leere Munitionskiste darin verschwinden, knotete die beiden Hemdsärmel fest zusammen, kniete nieder und schob den Kopf durch die ungefüige Schlinge. Seine Hände steckte er links und rechts in die Ärmel, um seine Gurgel zu schützen. Dann raffte er sich auf und mußte sich weit vorbeugen, um nicht von dem Gewicht nach rückwärts gerissen zu werden. Keuchend und stolpernd, mit brennendem Rücken, gebückt unter der schweren Last wie ein Kuli, schlurfte er unter den Fichten und Tannen den sanft geneigten Weg hinunter. Er konnte sich später nicht mehr erinnern, wie er es bis zum Jeep schaffte. Immer wieder gaben die Knoten an seinem Hemd unter dem Gewicht nach, und die Barren fielen ihm auf die Fersen. Dann hatte er trübsinnig dagesessen, den Kopf mutlos in beide Hände gestützt, um danach doch wieder von vorn zu beginnen. Schließlich teilte er sich seine Schritte genau ein und rastete nach jedem hundertsten. Als er den Wagen erreichte, brach er erleichtert daneben in die Knie.

Danach mußte er seinen Hort noch im Wald vergraben und ein paar auffallende Felsbrocken darüberhäufen, die er auf alle

Fälle wiederfinden würde. Er säuberte sich, so gut es ging, und kehrte auf einem Umweg zur Vermeidung des Hofs der Oberhauser in sein Quartier zurück. Erledigt! Er betrank sich mit einer Flasche billigem Schnaps, aß ein paar Bissen und sank dann benommen ins Bett.

Am nächsten Morgen rückte das Sonderkommando A weiter nach Mittersill, um dort eine neue Fährte zu verfolgen. Sechs Monate später hielt sich Major Smythe wieder in London auf. Der Krieg war für ihn vorbei. Aber seine Probleme blieben.

Gold ist nicht leicht zu schmuggeln, vor allen Dingen nicht in der Menge, über die Major Smythe verfügte. Es kam darauf an, die beiden schweren Barren über den Kanal zu schaffen und ein neues Versteck dafür ausfindig zu machen. Er schob seine Entlassung hinaus, behielt die roten Streifen seines vorläufigen Dienstranges und vor allen Dingen seinen Geheimdienst-Paß und war schon bald wieder in Deutschland, diesmal als britischer Bevollmächtigter beim Alliierten Vernehmungszentrum in München. Dort arbeitete er pro forma sechs Monate lang. Dazwischen holte er seine Goldbarren ab und bewahrte sie in einem abgeschabten Koffer in seinem Quartier auf. Zweimal flog er zu einem Wochenendurlaub nach England, und jedesmal nahm er in einer prall gefüllten Aktenmappe einen der Barren mit. Nur mit Hilfe von zwei Benzedrin-Tabletten und einem eisernen Willen brachte er es fertig, in München und Northolt die Gangway zu passieren und seine Aktenmappe so zu handhaben, als enthielte sie nur Papiere. Aber dann lagen schließlich die Goldbarren sicher im Keller seiner Tante in Kensington. Er konnte sich in aller Ruhe der nächsten Phase seines Planes widmen.

Er reichte sein Abschiedsgesuch bei den Royal Marines ein, musterte ab und heiratete eins der vielen Mädchen vom MOB-Hauptquartier, mit denen er geschlafen hatte, eine charmante Blondine namens Mary Parnell aus gutbürgerlicher Familie. Mit einem der ersten Bananendampfer segelten sie von Avonmouth

nach Kingston auf Jamaika. Sie waren beide der Überzeugung, daß sie dort ein Paradies ewiger Sonne, guten Essens und billiger Getränke vorfinden würden - den Himmel auf Erden im Vergleich zum Nachkriegs-England mit Lebensmittelkarten, Einschränkungen und einer Labour-Regierung. Vor der Abreise zeigte Major Smythe Mary die Goldbarren. Die Prägestempel der Reichsbank hatte er allerdings vorher weggefeilt.

»Liebling, ich habe es besonders schlau angestellt«, sagte er. »Da ich dem Pfund nicht mehr so recht traue, habe ich alle Wertpapiere verkauft und den Erlös in Gold angelegt. Wenn ich es richtig unterbringe, sind das mehr als zwanzigtausend Pfund. Wir müßten recht gut leben können, wenn wir nur ab und zu eine Scheibe davon abschneiden und verkaufen.« Mary Parnell kannte sich mit den Spitzfindigkeiten der geltenden Devisengesetze nicht so genau aus. Sie kniete nieder und streichelte liebevoll das kühle Metall. Dann erhob sie sich, schlang Major Smythe die Arme um den Hals und küßte ihn. »Du bist wirklich ein wunderbarer Mann«, sagte sie, den Tränen nahe. »Schrecklich klug und hübsch und tapfer und nun auch noch reich dazu. Ich bin das glücklichste Mädchen auf der ganzen Welt.«

»Na ja, reich sind wir zumindest«, sagte Major Smythe. »Aber du mußt mir versprechen, nie ein Wort darüber zu verlieren, sonst haben wir sämtliche Diebe Jamaikas auf dem Hals. Versprichst du mir das?«

»Hoch und heilig!«

Der *Prince Club* in den Hügeln oberhalb von Kingston war wirklich ein Paradies. Nette Leute, großartige Dienstboten, reichliches Essen und billige Getränke, dazu die üppige Szenerie der Tropen, die ihnen beiden fremd war. Sie wurden rasch beliebt. Major Smythes Verdienste während des Krieges verschafften ihm Zutritt zur besseren Gesellschaft. Danach war ihr Dasein eine endlose Kette von Partys, Tennis für Mary und Golf für Major Smythe - natürlich mit den echten Henry-Cotton-

Golfschlägern! Abends spielte sie Bridge, er Poker. Ja, es war schon das Paradies auf Erden, während zu Hause in England die Leute trockene Kartoffeln mampften, sich mit dem Schwarzmarkt herumschlügen, die Regierung verfluchten und unter dem härtesten Winter seit dreißig Jahren litten. Zunächst bestritt das Ehepaar Smythe sämtliche Ausgaben aus den gemeinsamen Ersparnissen, die durch Frontdienstzulagen ganz schön angewachsen waren. Major Smythe zog ein ganzes Jahr lang vorsichtige Erkundigungen ein, ehe er sich entschloß, mit den ehrenwerten Gebrüdern Fu, Import und Export, ins Geschäft zu kommen.

Die hochgeachteten und immens reichen Gebrüder Fu bildeten anerkanntermaßen die Regierung der blühenden chinesischen Kolonie von Kingston. Gerüchte besagten zwar, daß nach gut chinesischem Brauch ein Teil ihrer Transaktionen nicht ganz astrein war, aber die von Major Smythe mit pedantischer Beiläufigkeit eingeholten Erkundigungen besagten, sie seien absolut vertrauenswürdig.

Inzwischen war zur Kontrolle des international geltenden Goldpreises die *Bretton Woods Convention* unterschrieben worden; es sprach sich allgemein herum, daß die beiden Freihäfen Tanger und Macao aus verschiedenen Gründen dem Netz der Bretton-Woods-Bestimmungen entschlüpft waren. Während auf der ganzen übrigen Welt für die Unze Feingold fünfunddreißig Dollar bezahlt wurden, konnte man in Tanger oder Macao bei einem Geschick mindestens hundert Dollar erhalten. Es traf sich gut, daß die Gebrüder Fu gerade Geschäftsverbindung mit dem aufsteigenden Hongkong aufgenommen hatten, damals schon das Sprungbrett für den Goldschmuggel ins benachbarte Macao. Das ganze Arrangement war, wie Major Smythe zu sagen pflegte, tipptopp. Er hatte eine äußerst angenehme Unterredung mit den Gebrüdern Fu. Sie stellten keinerlei Fragen, bis es an die Untersuchung der Goldbarren ging. Das Fehlen von Prägestempeln führte zu

höflichen Erkundigungen nach dem Ursprung des Goldes.

Der ältere und noch schwerer zu durchschauende Bruder Fu lächelte Major Smythe über den breiten Mahagoni-Schreibtisch hinweg an. »Sehen Sie, Major, auf dem Goldmarkt werden die Prägestempel aller angesehenen Nationalbanken und verantwortlichen Händler anstandslos akzeptiert. Die Zeichen der jeweiligen Münze garantieren den Feinheitsgrad des Goldes. Aber natürlich gibt es auch andere Banken und Händler« - sein gütiges Lächeln wurde noch etwas breiter -, »deren Methoden, sagen wir einmal, nicht ganz so akkurat sind.«

»Sie meinen den alten Schwindel mit einem Bleiziegel und einer dünnen Schicht Gold drumherum, wie?«

Beide Gebrüder wiesen diesen Gedanken entrüstet von sich. »Aber nein! Das kommt natürlich nicht in Frage.« Das Lächeln blieb unerschütterlich mild. »Aber wenn Sie die Herkunft der beiden Barren nicht belegen können, dann haben Sie sicher nichts gegen eine Untersuchung des Feinheitsgehalts einzuwenden? Mein Bruder und ich sind auf diesem Gebiet Fachleute, Wollen Sie uns die Barren vielleicht hier lassen und nach dem Essen noch einmal hereinschauen?«

Ihm blieb nichts anderes übrig. Er mußte den Gebrüdern Fu blind vertrauen. Was sie ihm auch vorsetzten - er mußte es unbesehen schlucken.

Er ging hinüber zur Myrtle Bank, genehmigte sich zwei steife Drinks und aß dann ein Sandwich, das ihm im Hals steckenblieb. Dann begab er sich wieder in das kühle, vollklimatisierte Büro der Gebrüder Fu.

Die Szenerie war wie gehabt: die beiden lächelnden Fus, die beiden Goldbarren auf dem Tisch, die Aktentasche - nur lag jetzt vor dem älteren Fu ein Blatt Papier mit einem goldenen Parker-Füllhalter darauf.

»Wir haben das Rätsel Ihrer feinen Goldbarren gelöst, Major.« Smythe atmete erleichtert auf, als er »fein« hörte. »Sie

wollen sicher wissen, woher sie wahrscheinlich stammen.«

»Natürlich«, sagte Major Smythe mit gut gespielter Spannung.

»Es sind deutsche Barren, Major. Gegen Kriegsende war der Goldgehalt zuweilen etwas geringer als neunundneunzig. Das kam rasch heraus, und der Preis wurde von den internationalen Händlern - hauptsächlich in der Schweiz - dementsprechend berichtigt. Sehr schlecht fürs Geschäft.« Das Lächeln blieb unverändert.

Major Smythe bewunderte die geschäftliche Beschlagenheit der beiden, aber gleichzeitig verfluchte er sie auch. Was sollte nun geschehen? War er geliefert? Würden sie ihn verraten? Oder war das Gold vielleicht kaum einen Pappenstiel wert? »Das ist alles sehr interessant, Mr. Fu«, sagte er. »Aber traurig für mich. Wenn diese Goldbarren keine gute Ware sind, oder wie man das auf dem Goldmarkt nennen mag...«

Der ältere Bruder Fu machte eine wegwerfende Handbewegung. »Unwichtig, Major. Jedenfalls spielt das keine erhebliche Rolle. Wir werden das Gold zum echten Münzwert verkaufen, sagen wir, für neunundachtzig Feingold. Was der Käufer damit macht, kann uns gleichgültig sein. Wir bleiben jedenfalls ehrlich.«

»Aber es bringt einen geringeren Preis.«

»Leider ja, Major. Aber dafür habe ich, wie ich glaube, auch eine gute Nachricht für Sie. Wie hoch schätzen Sie den Realwert der beiden Goldbarren ein?«

»Ich hatte mit ungefähr zwanzigtausend Pfund gerechnet.« Der ältere Bruder Fu ließ ein trockenes Kichern hören. »Major, wenn wir das Gold behutsam und geschickt auf den Markt bringen, werden wir dafür über hunderttausend Dollar erzielen. Davon geht natürlich noch unsere Provision ab, die Transportkosten und alle anderen Spesen einschließt.«

»Wie hoch?«

»Wir dachten an etwa zehn Prozent, Major - falls es Ihnen recht ist.«

Major Smythe hatte einmal davon gehört, daß Goldhändler den Bruchteil eines Prozents bekamen. Aber zum Teufel damit! Seit dem Essen hatte er praktisch schon zehntausend Pfund verdient. »Abgemacht!« sagte er, stand auf und reichte den beiden seine Hand über den Schreibtisch.

Von da an besuchte er vierteljährlich mit einer leeren Aktentasche das Büro der Gebrüder Fu. Auf dem großen Schreibtisch, neben den beiden blitzenden, laufend abnehmenden Goldbarren lagen dann, fein säuberlich gebündelt, fünfhundert neue Jamaika-Pfund, dazu ein maschinegeschriebener Zettel, der die verkaufte Goldmenge und den dafür in Macao erzielten Preis auswies.

Das alles lief in einer sehr freundschaftlichen und korrekten Atmosphäre ab. Major Smythe fühlte sich bei der Zahlung einer zehnprozentigen Provision nicht übervorteilt. Auf jeden Fall war es ihm gleichgültig. Zweitausend Pfund netto im Jahr reichten ihm völlig. Seine einzige Sorge war, daß die Steuerfahndung ihm unbequeme Fragen stellen könnte, wovon er eigentlich lebte. Diese Möglichkeit erwähnte er einmal gegenüber den Gebrüdern Fu. Sie sagten ihm, er solle sich darum keine Sorgen machen. Bei den zwei nächsten Quartalszahlungen enthielt das Banknotenbündel jeweils nur vierhundert statt fünfhundert Pfund. Major Smythe verlor kein Wort darüber, und das Thema wurde nie wieder erwähnt. Es war eben an der richtigen Stelle »geschmiert« worden.

So vergingen die Tage voller Sonnenschein und trägem Wohlleben und reihten sich zu Jahren. Mr. und Mrs. Smythe wurden dicker, und der Major überstand den ersten seiner beiden Herzanfälle. Sein Arzt befahl ihm, Alkoholgenuss und Zigarettenkonsum einzuschränken und sich nicht anzustrengen - was er auch bisher nicht getan hatte. Außerdem mußte er Fett und alles Gebratene meiden.

In der ersten Zeit probierte es Mary Smythe mit Strenge. Als er dann heimlich trank und seine Zuflucht zu kleinen, kindischen Lügen nahm, hielt sie sich bei ihren Versuchen, ihn an der Selbstzerstörung zu hindern, etwas zurück. Aber es war schon zu spät. Für Major Smythe war sie bereits zum Sinnbild des Gefängniswärters geworden. Er ging ihr aus dem Wege. Sie machte ihm Vorhaltungen, er liebte sie nicht mehr. Als sie das Gezänk, das sich daraus entwickelte, nicht länger ertragen konnte, nahm sie immer häufiger Zuflucht zu Schlaftabletten. Dann, nach einer furchtbaren Auseinandersetzung, bei der er betrunken war, schluckte sie eine Überdosis, weil sie »es ihm zeigen« wollte. Die Dosis war tödlich.

Der Selbstmord wurde vertuscht, aber Major Smythes gesellschaftliche Stellung litt doch sehr darunter. So zog er sich an die North Shore zurück. Von dort bis zur Hauptstadt Kingsley waren es zwar nur fünf Kilometer Luftlinie, aber er lebte hier trotzdem in einer ganz anderen Welt. Er wurde auf seinem Besitz *Wavelets* seßhaft. Nach dem zweiten Herzanfall ging er dazu über, sich langsam, aber sicher zu Tode zu saufen. Wahrscheinlich wäre es ihm auch gelungen, wenn nicht dieser James Bond aufgetaucht wäre und seinem Schicksal eine andere Wendung gegeben hätte.

James Bond hatte Major Smythe mit keinem Wort unterbrochen. »Ja - so habe ich mir das auch ungefähr vorgestellt«, sagte er gleichmütig, als der Major seinen Bericht beendet hatte. »Soll ich Ihnen ein schriftliches Geständnis aufsetzen?«

»Wenn Sie wollen. Ich brauche es nicht. Um die Vorbereitung der Gerichtsverhandlung wird sich Ihre alte Einheit kümmern. Mit der rechtlichen Seite habe ich nichts zu tun. Ich liefere nur meinen Bericht ab, der geht dann an die Royal Marines weiter. Dann bekommt ihn wahrscheinlich auf dem Wege über Scotland Yard der öffentliche Ankläger.«

»Darf ich etwas fragen?«

»Natürlich.«

»Wie sind sie daraufgekommen?«

»Es war nur ein kleiner Gletscher. Oberhausers Leiche ist zu Beginn dieses Jahres am unteren Ende zum Vorschein gekommen, als das Tauwetter einsetzte. Bergsteiger haben ihn gefunden. Seine Papiere und alles andere waren unversehrt. Die Angehörigen konnten ihn einwandfrei identifizieren. Von da an brauchte ich nur die Spur rückwärts zu verfolgen. Die beiden Kugeln haben dann alles besiegt.«

»Aber was haben Sie denn mit der ganzen Sache zu tun?«

»Das MOB gehörte damals zu meinem - äh - Amt. So sind Oberhausers Papiere zu uns gelangt. Ich habe zufällig die Akte gesehen. Da ich gerade nichts anderes zu tun hatte, bat ich um den Auftrag, den Mörder jagen zu dürfen.«

»Warum?«

James Bond blickte Major Smythe gerade in die Augen. »Oberhauser war zufällig ein Freund von mir. Als ich ein Junge war, hat er mir das Skifahren beigebracht. Ein großartiger Mensch. Er war wie ein Vater zu mir, und genau das brauchte ich damals.«

Major Smythe wandte den Blick ab. »So ist das. Tut mir leid.« James Bond stand auf. »Ich muß wieder zurück nach Kingston.« Major Smythe wollte sich erheben, aber Bond machte eine abwehrende Handbewegung. »Bemühen Sie sich nicht, ich finde schon zu meinem Wagen.«

Dann blieb er vor Major Smythe stehen, blickte auf ihn herab und sagte ein wenig rauh - Smythe glaubte, er wollte seine Verlegenheit kaschieren: »Es wird wohl eine Woche dauern, bevor Sie jemand abholt.«

Er wandte sich ab und ging durch das Haus zu seinem Wagen. Major Smythe hörte den Anlasser surren, dann knirschte der Kies auf dem ungepflegten Fahrweg.

Major Smythe schwamm langsam das Korallenriff entlang und hielt nach seiner Beute Ausschau. Dabei dachte er über Bonds Abschiedsworte nach.

Aus einem Loch im Riff beobachtete ihn aufmerksam das große Auge in dem verwittert aussehenden braunen Sack. Die Spitze eines Tentakels tastete sich behutsam vor, die rosa Saugnäpfe nach oben gerichtet.

»Schön ruhig, mein Freund«, sagte Major Smythe zu dem Octopus. »Wenn du Glück hast, kriegst du heute noch einen richtigen Leckerbissen.«

Er hatte das laut gesagt. Das Glas seiner Pirelli-Tauchermaske beschlug. Er setzte die Füße mit den Schwimmflossen neben dem kuriosen Negerkopf in den Sand und richtete sich auf. Das Wasser reichte ihm bis unter die Achseln. Er nahm die Maske ab, spuckte auf die Innenseite des Glases, spülte es sauber ab und zog sich die Atemmaske wieder über den Kopf. Schade - er hätte zu gern mit dem Octopus Freundschaft geschlossen. Noch ein Monat vielleicht... aber soviel Zeit blieb ihm nicht mehr. Sollte er es riskieren, ihm die Hand zu reichen statt des üblichen Brockens Fleisch auf dem dreizackigen Spieß? Ihm sozusagen die Hand schütteln? Nein, Octopussy, lieber nicht! Der Fangarm würde ihn sicher nach unten ziehen. Ein halber Meter reichte schon, dann schloß sich automatisch das Korkventil der Tauchermaske, und er mußte elend erstickten. Riß er sich die Maske vom Gesicht, dann ertrank er. Mit dem Speer war gegen den Octopus auch nicht viel auszurichten.

Nein - später vielleicht. Im Augenblick war ihm nicht nach Russischem Roulett.

Außerdem hatte er Professor Bengry etwas versprochen. Er schwamm weiter.

Wie hatte James Bond seine letzten Worte gemeint? War das der übliche, gemeine Trick, einen für schuldig befundenen Offizier mit seinem Revolver allein zu lassen? Wenn Bond

gewollt hätte, so hätte er doch nur die Regierung in Kingston anrufen müssen. Die hätten einen Offizier des Jamaika-Regiments herausgeschickt, um Major Smythe festzunehmen. Eigentlich war das in gewisser Weise sehr nett von James Bond - oder nicht? Ging es ihm darum, daß ein Selbstmord die ganze Geschichte einfacher bereinigen, viel Papierkrieg und eine Menge Steuergelder sparen würde? Sollte er mitspielen und die Sache auf »ordentliche« Art und Weise erledigen? Oder sollte er lieber alles auf sich nehmen - die entwürdigenden Formalitäten, die Schlagzeilen und die graue Langeweile einer lebenslänglichen Gefängnisstrafe bis zum unweigerlichen dritten Herzinfarkt?

Oder sollte er um seine Freiheit kämpfen? Sich auf die Kriegszeiten berufen, einen Kampf mit Oberhauser erfinden, einen Fluchtversuch, bei dem er ihn erschossen hatte? Sollte er behaupten, Oberhauser hätte von dem Goldschatz gewußt und er, der arme kleine Offizier, hätte der plötzlichen Versuchung eines so unerwarteten Reichtums nicht widerstehen können? Sollte er an die Gnade der Richter appellieren?

Plötzlich sah sich Major Smythe vor den Schranken des Gerichts stehen, eine stolze, aufrechte Figur in der blau-roten Galauniform mit allen Auszeichnungen und Medaillen, dem traditionellen Aufzug für Gerichtsverhandlungen. Oder waren schon die Motten in der Uniform? War sie in dem feuchten Klima vielleicht verschimmelt? Luna mußte sie heraussuchen und auslüften lassen, dann gut ausbürsten und aufbügeln. Mit Hilfe seines Korsetts paßte er sicher noch in die dreißig Jahre alte Paradehose.

Die Verhandlung fand vermutlich in Chatham statt. In Anbetracht seines Ranges war sein Verteidiger sicherlich mindestens Oberst, ein netter, aufrechter Bursche, der eine Menge erreichen konnte. Blieb immer noch die Möglichkeit einer Berufung. Vielleicht wurde sogar ein berühmter Fall daraus, etwas für die Illustrierten auf der ganzen Welt. Dann

würde er ein Buch darüber schreiben... Major Smythe wurde von Erregung gepackt. Langsam, alter Junge! sagte er sich warnend. Immer langsam mit den wilden Pferden!

Jetzt brauchte er zunächst einmal einen Skorpionfisch für seinen Freund, den Octopus. Die anderen Probleme konnte er nach ein paar Drinks, einem frugalen Mittagessen und der ausgedehnten faulen Siesta noch einmal gründlicher überdenken. Zum Cocktail mußte er zu den Arundels, und zum Dinner hatten ihn die Marchesis in den *Shaw Park Beach Club* eingeladen. Danach wieder ein hohes Pokerspiel und der übliche Secconal-Schlaf.

Der Gedanke an die liebgewordenen Gewohnheiten ließen Bonds Bild etwas in den Hintergrund treten. He, Skorpion, wo steckst du? Octopussy wartet auf sein Mittagessen! Major Smythe konzentrierte sich wieder ganz auf die Suche und schwamm langsam das Riff entlang, das Gesicht mit der Atemmaske unter Wasser. Ein seichtes Tal zwischen den Korallenbänken erstreckte sich hinaus bis an die weiß schäumende Brandung vor dem Riff.

Einmal lenkte ihn ein Hummer ab, ein dicker Brocken von mindestens drei oder vier Pfund. Unter normalen Umständen hätte Major Smythe ihn sich nie entgehen lassen, aber heute war er auf andere Beute aus.

Zehn Minuten später erblickte er auf dem sandigen Grund ein algenbewachsenes Korallenstück, das kein Korallenstück war. Seine Füße berührten vorsichtig den Grund. Sofort bemerkte er, wie sich die Giftstachel aufrichteten. Es war ein prächtiger Bursche, mindestens dreiviertel Pfund schwer. Major Smythe hob seinen dreizackigen Speer und tastete sich millimeterweise heran. Die zornigen, rötlichen Augen des Fisches waren jetzt weit geöffnet. Sie beobachteten ihn heimtückisch. Major Smythe wußte, daß er den Skorpionfisch mit einem einzigen, genau senkrecht geführten Stoß erlegen mußte, weil sonst die scharfen Spitzen des Speers von dem hornigen Schädel abglitten. Er ging

wieder in Schwimmlage und paddelte behutsam näher heran. Seine freie Hand benutzte er zum Steuern.

Jetzt!

Er machte einen Satz nach vorn und stieß zu. Aber der Skorpionfisch hatte die winzige Druckwelle gespürt, die dem Speer vorausseilte. Sand wurde aufgewirbelt, und der Skorpionfisch schoß beinahe wie ein aufsteigender Vogel hoch und unter Major Smythes Bauch hinweg.

Fluchend warf sich Major Smythe in dem seichten Wasser herum. Richtig - der Fisch hatte genau das getan, was seine Artgenossen in ähnlichen Situationen immer tun! Er hatte sich zwischen algenüberzogenen Korallenfelsen versteckt und verließ sich ganz auf seine vorzügliche Tarnfarbe. Major Smythe brauchte nur ein paar Meter zu schwimmen und noch einmal kräftig zuzustoßen, diesmal genauer. Da - der Skorpionfisch zappelte an den drei Zinken seines Speers. Major Smythe keuchte vor Anstrengung und Aufregung. Plötzlich machten sich wieder die alten Schmerzen in der Brust bemerkbar. Er stellte sich auf, preßte den Speer fest durch den Fischkörper und hielt das häßliche, verzweifelt zuckende Tier in die Luft. Langsam watete er durch das seichte Wasser der Lagune zu seinem Strand zurück und setzte sich auf die Holzbank unter dem Weinstock. Den Speer mit seiner immer noch zuckenden Beute ließ er achtlos in den Sand fallen. Etwa fünf Minuten später spürte Major Smythe, wie die Haut in der Gegend des Solarplexus auf ganz seltsame Weise gefühllos wurde. Er blickte an sich herab - da wurden seine Muskeln vor Entsetzen und Fassungslosigkeit stocksteif. Ein kreisrundes Stück Haut, nicht größer als ein Golf ball, wurde unter der Sonnenbräune weiß. Mitten in der weißen Fläche zeigten sich untereinander drei feine Nadeleinstiche. Aus jedem Einstich quoll ein winziges Bluttröpfchen.

Mit einer automatischen Handbewegung wischte Major Smythe das Blut weg. Die Einstiche waren kaum zu sehen. Aber

dann fiel Major Smythe ein, wie der Skorpionfisch beim ersten Zustoßen mit dem Speer hochgesaußt war.

Ganz ohne feindselige Gefühle, beinahe mit einem Unterton von Hochachtung, sagte Major Smythe: »Du hast mich erwischt, du Schweinehund! Bei Gott - du hast mich erwischt!« Er blieb regungslos sitzen und blickte an sich herab. Dann fiel ihm ein, was er über Stiche von Skorpionfischen gelesen hatte.

Behutsam betastete er die Einstiche und die weiße Fläche ringsum. Völlig taub und gefühllos! Darunter setzte schon ein leiser, pulsierender Schmerz ein. Bald würden die Schmerzen zunehmen, sich über den ganzen Körper ausbreiten und ihn so martern, daß er sich in den Sand werfen und hilflos um sich schlagen würde. Im nächsten Stadium kam das Erbrechen, der Schaum vor dem Mund, das Delirium, die Krämpfe und schließlich die letzte Bewußtlosigkeit. Die unausbleibliche Folge war der Herztod. Nach allem, was er gelesen hatte, mußte sich das grausige Geschehen innerhalb einer Viertelstunde vollziehen - mehr Zeit blieb ihm nicht!

Natürlich konnte man etwas dagegen tun. Es gab Prokaine, Antibiotika und Antihistamine - falls sein geschwächtes Herz sie aushielt. Aber selbst wenn es ihm gelang, sich noch bis ins Haus zu schleppen, selbst wenn er Dr. Greaves erreichte, und wenn der die modernen Medikamente sofort zur Hand hatte - der Arzt konnte frühestens in einer Stunde hier draußen sein. Die erste Schmerzwelle durchzuckte Major Smythe. Er krümmte sich stöhnd zusammen. Eine zweite und dritte Woge der Pein raste durch seinen Magen, seine Glieder. Auf der Zunge hatte er einen trockenen, metallischen Geschmack. Seine Lippen juckten. Er ächzte und stürzte von der Bank in den Sand. Neben ihm zappelte etwas. Da fiel ihm der Skorpionfisch wieder ein. Seine Schmerzen ließen vorübergehend nach. Sein ganzer Körper brannte in einem wütenden Feuer, aber der Verstand funktionierte wieder glasklar. Das Experiment - natürlich!

Octopussy mußte doch sein Mittagessen bekommen.

»Octopussy, das ist die letzte Mahlzeit, die du von mir kriegst!« murmelte Major Smythe vor sich hin.

Auf allen vieren kroch er zu seiner Atemmaske und zog sie mühsam über den Kopf. Dann packte er den Speer mit dem immer noch zuckenden Fisch, preßte die freie Hand gegen den Magen und erreichte kriechend und rutschend das Wasser. Bis zum Versteck des Octopus zwischen den Korallen waren es etwa fünfzig Meter. Major Smythe schrie laut in seine Atemmaske, und den größten Teil der Strecke legte er auf den Knien rutschend zurück. Aber er schaffte es. Kurz vor seinem Ziel wurde das Wasser tiefer. Er mußte sich aufrichten. Vor Schmerzen zuckten seine Glieder, als würden sie wie bei einer Marionette einzeln von dünnen Drähten dirigiert. Dann war er am Ziel. Mit äußerster Willensanstrengung beugte sich Major Smythe vor und ließ etwas Wasser in seine Atemmaske, um die Scheibe klar zu spülen. Aus seiner zerbissenen Oberlippe tröpfelte Blut. Vorsichtig beugte er sich vor und spähte unter das Versteck des Octopus.

Die braune Masse war immer noch vorhanden. Sie zuckte erregt. Warum bloß? Major Smythe sah die feinen Blutschwaden, die sich sachte zu Boden senkten. Natürlich! Der liebe Kleine schmeckte sein Blut.

Ein neuer Schmerzanfall riß Major Smythe fast von den Beinen. Er brabbelte sinnlose Wortfetzen in seine Atemmaske. Reiß dich zusammen, Dexter, alter Junge! Octopussy muß sein Essen bekommen!

Er packte den Speer weiter vorn und senkte den kaum noch zuckenden Skorpionfisch langsam in das Loch, unter dem der Octopus lauerte.

Würde er nach dem Köder schnappen? Nach dem giftigen Köder, der Major Smythe umbrachte, gegen den ein Octopus aber möglicherweise immun war? Wenn nur der alte Bengry jetzt hier wäre und alles beobachten könnte! Drei aufgeregt

zuckende Tentakeln glitten aus dem Loch und umtanzten den Skorpionfisch. Vor den Augen des Majors wallten graue Nebel - die beginnende Bewußtlosigkeit! Er schüttelte den Kopf, um wieder klar denken zu können.

Dann zuckten die Tentakel vor! Aber sie packten nicht den Fisch, sondern Major Smythes Hand und Arm. Smythes zerbissene Lippen glätteten sich zu einem zufriedenen Lächeln. Nun hatte er seinem Octopussy doch die Hand geschüttelt! Aufregend war das. Und großartig - wirklich wunderbar. Dann zog ihn der Octopus langsam und unbarmherzig nach unten. Major Smythe dämmerte die schreckliche Erkenntnis. Er sammelte noch einmal alle schwindenden Kraftreserven und stieß mit dem Speer zu. Aber er drückte nur den Skorpionfisch in die weiche Masse des Octopus hinein und gab seinen Oberarm dem Zugriff der Fangarme preis. Die Tentakel ließen ihn nicht mehr los.

Zu spät riß sich Major Smythe die Atemmaske vom Gesicht. Ein gequälter Schrei hallte noch über die menschenleere Lagune, dann versank sein Kopf. Blasen stiegen an die Wasseroberfläche empor, Major Smythes Beine tauchten auf und bewegten sich sanft in der leichten Dünung, während der Octopus die rechte Hand in den gähnenden Schlund zog und mit seinen schnabelgleichen Zähnen einen ersten, zögernden Biß in den Zeigefinger riskierte.

Zwei junge Fischer aus Jamaika fanden die Leiche. Sie speerten den Octopus mit der Harpune des Majors und töteten ihn auf die traditionelle Art und Weise, indem sie ihn umkrempten und ihm den Kopf abbissen. Dann schafften sie die drei Leichen an Land.

Major Smythe wurde der Polizei übergeben, der Octopus und der Skorpionfisch wanderten in den Kochtopf. Der Lokalreporter des *Daily Cleaner* berichtete, Major Smythe sei von einem Octopus getötet worden, aber die Redaktion machte daraus einen »Unfall durch Ertrinken« und setzte die Meldung

auf die letzte Seite, um die Touristen nicht zu vergrämen.

Auch James Bond schrieb später in London auf die letzte Seite seiner umfangreichen Akte »Tod durch Ertrinken«, das Datum und das Wort »Abgeschlossen«, obgleich er persönlich auf Selbstmord tippte.

Nur Dr. Greaves, der die Autopsie vornahm, rekonstruierte den wahren Ablauf der Tragödie - sonst wäre das Ende dieses einst so wertvollen Geheimdienstoffiziers für alle Zeiten dunkel geblieben.